Lyell, Denis David - Der afrikanische Elefang und seiune Jäger 1924

DER

AFRIKANISCHE ELEFANT

UND SEINE JÄGER

VON

DENIS D. LYELL

DEM ANDENKEN AN MEINEN VATER

JAMES CARMICHAEL LYELL

(Geboren 1843, Gestorben 1922)

INHALT

| KAPITEL | | SEITE |

| | | |

| I. | DER AFRIKANISCHE ELEFANT UND SEINE LEBENSWEISE | 21 |

| II. | DAS FÄHRTENLESEN UND SCHIESSEN DES ELEFANTEN | 67 |

| III. | DIE ALTEN ELEFANTENJÄGER | 98 |

| IV. | ELEFANTENJÄGER DER JÜNGEREN ZEIT | 140 |

| V. | DAS ELFENBEIN DES ELEFANTEN | 160 |

| VI. | DIE GEFAHREN DER JAGD AUF ELEFANTEN UND ANDERES WILD | 198 |

| | INDEX | 217 |

LISTE DER ILLUSTRATIONEN

- **GROSSER ELEFANTENBULLE, ERLEGT IN NORDOSTRHODESIEN** . . . Frontispiz

| GEGENÜBER SEITE | |

| | |

| 35 | VON EINEM ELEFANTENBULLEN ZERSCHMETTERTER BAUM IN NJASSALAND |

| 41 | DIE FÄHRTE EINES ELEFANTENBULLEN |

| 45 | TÖDLICHE SCHÜSSE BEI EINEM ELEFANTEN |

| 51 | ELEFANTENPFAD NAHE DEM DORF CHINUNDA, NORDOSTRHODESIEN |

| 65 | ELEFANT IN TYPISCHEM AFRIKANISCHEM BUSCH |

| 90 | EIN MASSIGER ELEFANTENBULLE |

| 115 | DAS HERAUSSCHNEIDEN DES ELFENBEINS EINES PRÄCHTIGEN BULLEN |

| 130 | VON EINEM ELEFANTEN GEBROCHENE BÄUME |

| 142 | DER LUANGWA-FLUSS NAHE MZAZAS, NORDOSTRHODESIEN |

| 150 | SKIZZE DER GEHIRNHÖHLE DES ELEFANTEN, ETC. |

| 171 | EIN PAAR STOSSZÄHNE AUS DEM KONGO |

| 180 | ELFENBEIN-DIAGRAMM |

VORWORT

Dieses Werk stellt keinen Versuch dar, den Elefanten in seinem gesamten Verbreitungsgebiet in Afrika zu behandeln, da sich die Jagderfahrungen des Autors lediglich auf die Gebiete von Njassaland, Nordostrhodesien und Portugiesisch-Ostafrika beziehen. Wahrscheinlich hat nie ein Mensch gelebt, der den Elefanten in all seinen Lebensräumen in Afrika bejagt hat; und obwohl ich praktisch die gesamte englischsprachige Literatur zu diesem Thema gelesen habe, ist mir ein solcher Jäger nicht begegnet. Selous jagte im Mashonaland und Matabeleland (heute Südrhodesien); Neumann in Britisch-Ostafrika (heute Kenia) und Stigand in Njassaland und im Kongo.

Vielleicht verfügt Sir Alfred Sharpe über eine vielseitigere Erfahrung in der Elefantenjagd als jede andere lebende Person, und es ist bedauerlich, dass er nicht mehr über dieses Thema schreibt.

In den Tagen vor der Einführung von Jagdlizenzen erlegte ein Jäger, wenn er keinen großen Stoßzahnträger fand, einen kleinen; und wenn keine Bullen vorhanden waren, die einen Schuss wert schienen, feuerte er auf Kühe. Pfund für Pfund ist das Elfenbein der Kühe von wesentlich größerem Wert als das der Bullen, doch die Stoßzähne werden selten schwerer als 15 lbs (ca. 6,8 kg).

Natürlich war es zwingend erforderlich, Beschränkungen einzuführen, denn die Verbesserung der Jagdwaffen und die Entwicklung der Verkehrswege hätten die Tiere bald an den Rand der Ausrottung gebracht. Daher hat der moderne Jäger, auch wenn er dazu neigt, mit den auferlegten Einschränkungen zu hadern, dadurch gewonnen, dass ihm gewöhnlich mehr Zeit für Naturstudien bleibt.

Aufgrund der zunehmenden Beunruhigung suchen die Elefanten heute dickeres Gelände auf und verbringen nicht mehr wie früher viel Zeit an offenen, exponierten Stellen. Ich glaube, dass die Elefantenjagd heute trotz der großen Verbesserung der Waffen gefährlicher ist als in der Vergangenheit, da die ständige Verfolgung die Tiere naturgemäß dazu veranlasst, Störungen eher übel zu nehmen und offensiv zu reagieren.

Es gibt jedoch eine Tendenz bei Kameraleuten, von denen man nicht erwarten kann, dass sie viel über die wahren Gewohnheiten des Wildes wissen, „Angriffe“ zu beschreiben, wenn die Tiere in Wirklichkeit nur verängstigt sind und zu fliehen versuchen. Da der Geruchssinn bei den meisten Säugetieren der am stärksten ausgeprägte Sinn ist, versuchen ein oder mehrere aufgeschreckte Tiere, gegen den Wind zu laufen, damit sie die Gefahr vor sich wittern können. Dabei erwecken sie oft den Anschein, direkt auf den Störenfried zuzulaufen, und überrennen den Jäger oder Fotografen beinahe bei dem Versuch, in den Wind zu gelangen. Sollte eine Herde von Elefanten oder Büffeln dies tun und plötzlich durch das Erscheinen eines Menschen erschreckt werden, teilt sie sich fast ausnahmslos auf und zieht zu beiden Seiten vorbei.

Zudem ist ein echter Angriff ein solcher, der mit der Absicht erfolgt, Schaden zuzufügen, und Wildherden agieren selten gemeinsam auf diese Weise. Das ist ein Glück für Jäger und Fotografen; wäre es anders, gäbe es nur wenige, die von ihren Erlebnissen berichten oder dem Kinopublikum ihre schönen Bilder zeigen könnten. Wenn also jemand die wahren Fakten über die Gewohnheiten des Wildes erfahren möchte, wird er seine Informationen eher von jenen mit langjähriger Jagderfahrung erhalten als von dem Mann, der während kurzer Ausflüge ins Wildgebiet Fernaufnahmen der Tiere macht.

Nur wenige Tiere gehen in die Offensive, es sei denn, sie sind verwundet, und der erste Instinkt aller wilden Kreaturen ist die Flucht, da ihnen der Geruch und Anblick des Menschen (besonders des weißen Mannes) zuwider ist. Tiere werden sehr zahm, nachdem mehrere Generationen an die Nähe des Menschen gewöhnt wurden. Andererseits werden sie sehr wachsam und nervös, wenn ihr ererbter Instinkt sie lehrt, dass der Mensch eine Bedrohung für ihre weitere Existenz darstellt.

Es gibt noch eine weitere Angelegenheit, die ich kommentieren möchte: das Thema der Buchkritiker. Ich weiß, dass die Lebensansichten eines Menschen weitgehend von seiner Verdauung abhängen, aber dennoch ist es sehr unfair, wenn ein Rezensent, nur weil er zufällig an einer trägen Leber oder Schmerzen am Weisheitszahn leidet, seinen Zorn an dem Autor eines Buches auslässt, dessen Berichte auf langjähriger praktischer Erfahrung beruhen. Wenn man mich bitten würde, ein Werk über Astronomie oder Metallurgie zu rezensieren, hätte ich sicher den Verstand, darauf zu verzichten. Dennoch werden viele Bücher von Leuten rezensiert, von denen man nicht erwarten kann, dass sie etwas von den behandelten Themen verstehen. Der einzige gute Punkt an einer böswilligen Notiz ist, dass sie oft hilft, das Buch zu verkaufen, weil die Leute sagen: „Ich frage mich, worum es darin wohl geht?“ – also kaufen sie es, um es herauszufinden. Scharfsinnige Leute werden bemerken, dass gehässige Rezensenten selten den Mut haben, ihren Namen zu nennen, und fast immer in der Anonymität verbleiben, was ich für den schlimmsten Punkt der Angelegenheit halte. Es sollte ein Gesetz erlassen werden, dass solche Artikel unterzeichnet werden müssen. Ich bin sicher, dass Verleger wie Autoren dem zustimmen werden.

Ich muss hier die Freundlichkeit der Firma Messrs. Lewis & Peat Ltd. anerkennen, den bekannten Elfenbeinhändlern in der 6 Mincing Lane, die mir gestatteten, frei aus ihrer interessanten Broschüre über Elfenbein zu zitieren. Wenn ich den Teil kritisiert habe, der sich mit den sogenannten „Elefantenfriedhöfen“ befasst, so habe ich dies getan, um die Öffentlichkeit über eine Angelegenheit aufzuklären, die keine Grundlage in den Tatsachen hat. Der Mann, der Tausende von Meilen durch Elefantenreviere gewandert ist, weiß über so etwas wahrscheinlich mehr als diejenigen, die keine ähnlichen Möglichkeiten hatten, praktisches Wissen zu erlangen. Ich habe dargelegt, wie die Geier am Tag und die Hyänen in der Nacht einen toten Elefanten bald finden und die menschlichen Bewohner herbeilocken würden, woraufhin das Elfenbein entfernt würde.

Demselben Haus bin ich für die exzellente Fotografie eines symmetrischen Paares Stoßzähne aus dem Kongo zu Dank verpflichtet. Die anderen Fotografien sind mein eigenes Werk, und ich danke der Field Press Ltd. für ihre Höflichkeit, einige verwenden zu dürfen, die bereits in meinen früheren Büchern erschienen sind.

DENIS D. LYELL

EASTWOOD, BROUGHTY FERRY,

FORFARSHIRE, N.B.

Juni 1924.

KAPITEL I: DER AFRIKANISCHE ELEFANT UND SEINE LEBENSWEISE

Der vom Britischen Museum herausgegebene „Guide to the Great Game Animals" (Ungulata) nennt fünf Rassen des afrikanischen Elefanten:

1. Der Südafrikanische Elefant (*Elephas africanus capensis*)

2. Der Westafrikanische Elefant (*Elephas africanus cyclotis*)

3. Der Sudan-Elefant (*Elephas africanus oxyotis*)

4. Der Ostafrikanische Elefant (*Elephas africanus knochenhaueri*)

5. Der Kongo-Zwergelefant (*Elephas africanus pumilio*)

Unter diesen fünf bezweifle ich, dass es wirklich mehr als zwei unterschiedliche Rassen gibt, nämlich den Südafrikanischen Elefanten (1) und den Kongo-Zwergelefanten (5). Die ersten vier genannten Rassen mögen sich geringfügig in Höhe, Ohrenform, Fußgröße, Hautfarbe und so weiter unterscheiden; aber jeder Unterschied ist wahrscheinlich einfach auf familiäre Varianz und die Bedingungen zurückzuführen, unter denen sie leben. Rowland Ward versucht in seinem exzellenten Buch „Records of Big Game" nicht, die Stoßzähne dieser vier Rassen zu unterscheiden, obwohl er die Stoßzähne der Kongo-Rasse des Zwergelefanten in seiner Liste der Gewichte und Maße von den anderen Rassen trennt.

Obwohl der Zwergelefant aufgrund seiner geringen Größe berechtigterweise separat geführt wird, glaube ich, dass seine Ausmaße schlicht auf seinen bevorzugten Lebensraum zurückzuführen sind. Es ist bekannt, dass Bäume, die in tiefem Schatten wachsen, klein und verkrüppelt bleiben, und ich glaube, dass der Zwergelefant in ähnlicher Weise beeinflusst wurde, indem er in dichtem und schattigem Dickicht lebte, und dass seine ursprünglichen Vorfahren derselben Spezies angehörten, die den gewöhnlichen Elefanten Afrikas hervorbrachte. In Bezug auf die geringe Größe des Kongo-Zwergelefanten ist es interessant, sich daran zu erinnern, dass auch das Zwergflusspferd aus Liberia verkümmert ist, was auf seine Vorliebe für schattige Wasserlöcher in dichten Wäldern zurückzuführen ist.

Die Höhe des großen Bullen im Natural History Museum in South Kensington wird mit 11 Fuß 4 Zoll (ca. 3,45 m) angegeben. Er wurde nahe Fort Manning in Njassaland von Mr. T. A. Barns geschossen; und jeder, der viele große afrikanische Elefanten gesehen

hat, wird an der Kontur und dem Körperbau dieses Tieres bemerken, dass es zu einem besonders hochgewachsenen und hageren Typ gehört. Ich glaube daher, dass er zu Lebzeiten tatsächlich das maß, was er nun im Tode zu sein scheint.

Ich drücke es so aus, weil eine solch riesige Haut, wenn sie vom Kadaver entfernt wurde, um später aufgestellt zu werden, nicht aufgespannt, sondern natürlich getrocknet wird. Beim Trocknen schrumpft und knittert sie stark; ich habe gesehen, wie Häute von Elenantilopen oder Zebras auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Größe schrumpften. Der Tierpräparator muss die Haut lange einweichen, um sie weich und biegsam genug für die Bearbeitung zu machen; es gäbe also wenig Schwierigkeiten, einen Elefanten, der lebend 10,5 Fuß an der Schulter maß, in einem Museum als zoologisches Exponat auf etwa 11 Fuß Höhe zu bringen.

Ich erwähne diese Tatsachen nicht mit der Absicht, den geringsten Zweifel an dem Exemplar in unserer nationalen Sammlung zu säen, sondern schlicht, um die Öffentlichkeit darüber zu informieren, dass Tierhäute an ausgestopften Exponaten gedehnt werden können. Die ganze Angelegenheit steht und fällt mit der Person, welche die Messungen unmittelbar nach dem Tod des Tieres vornimmt. Nahe der Stelle, an der dieser große Bulle erlegt wurde, tötete ich ein oder zwei Jahre bevor Mr. Barns sein Exemplar erhielt einen sehr hochgewachsenen Bullen, doch das Tier fiel unglücklicherweise gegen einen stattlichen Baum, was eine Messung der Höhe unmöglich machte.

Als Mr. Barns seinen großen Elefanten erlegte, hatte er einen eingeborenen Fährtenleser namens Kamwendo bei sich, der dem Volk der Achikunda angehörte.

Kamwendo war auch bei mir, als ich meinen großen Stoßzahnträger schoss, den ich nicht ordnungsgemäß vermessen konnte; er sagte mir damals, dass dieses Tier der größte Elefant gewesen sei, den er je gesehen habe. Dieser Mann war ein hervorragender Elefanten-Fährtenleser, da er instinktiv zu wissen schien, welchen Weg sie einschlagen würden. Er hatte fast alle Offiziere des „1st King's African Rifles", die in Fort Manning stationiert waren, sowie andere Jäger wie Barns und mich begleitet. In seinem Leben hatte er viele hunderte Elefanten gesehen, darunter einige der größten, die von den weißen Männern erlegt wurden, denen er als Fährtenleser diente.

Einige Jahre nachdem ich dieses große Tier erlegt hatte, schoss ich unweit derselben Stelle einen weiteren guten Bullen, der an der Schulter 10 Fuß 7 Zoll (ca. 3,23 m) maß. Ich fragte Kamwendo, der ein Eingeborener mit großer Beobachtungsgabe war (besonders im Hinblick auf Elefanten), um wie viel größer mein früherer Elefant gewesen sei. Er markierte eine Stelle, die den sehr großen Bullen auf 11 Fuß 9 Zoll (ca. 3,58 m) gebracht hätte. Natürlich kann dies nicht als authentische Messung gelten, obwohl ich fest davon überzeugt bin, dass Kamwendo recht hatte, da ich nie wieder ein so gewaltiges Tier gesehen habe.

Die Eingeborenen in diesem Distrikt nannten das Tier, das ich schoss, „Wanculu" (der Große), denn er war oft von ihnen in der Umgebung ihrer Dörfer gesehen worden. Tatsächlich war er ein schlimmer Ernteschänder, der nicht nur in ihre Getreidefelder kam, sondern auch in ihre Vorratskammern und Hütten einbrach, um Futter zu finden.

Kamwendo erzählte mir auch, dass mein Stoßzahnträger ein größeres Tier gewesen sei als der Elefant von Mr. Barns, und ich glaube das auch; denn als Captain Stigand Kamwendo fragte, wer den größten Elefanten geschossen habe, den er je gesehen habe, erhielt er die Antwort, dass meiner viel größer gewesen sei. Dies ist nicht als „Aufschneiderei" gedacht, sondern lediglich als Schilderung einer Tatsache.

Sir Samuel Baker, der über große Erfahrung in Afrika und Ceylon verfügte, erwähnt in seinem Buch „Wild Beasts and Their Ways“, dass er glaubt, afrikanische Bullen könnten manchmal 12 Fuß (ca. 3,66 m) an der Schulter überschreiten. Wenn sie dies tun, muss dies die Grenze ihres Wachstums sein; ich habe jedoch nie von einer wirklich authentischen Messung von 12 Fuß gehört oder gelesen.

„Jumbo“ wurde von klein auf in Gefangenschaft gehalten und maß als Kalb 4,5 Fuß. Er wurde gemessen und gewogen, bevor er nach Amerika geschickt wurde; seine Höhe betrug damals genau 11 Fuß (ca. 3,35 m) und sein Gewicht 6,5 Tonnen. Wenn ein Tier, das den Großteil seines Lebens in Gefangenschaft verbrachte, diese Dimensionen erreichen konnte, denke ich, dass ein Elefantenbulle, der ein natürliches Leben in Afrika führt, diese sicherlich überschreiten kann.

Obwohl die Elefanten im zentralen Angoniland sehr groß und hager sind, bilden sie kein besonders massives Elfenbein aus. Ein Stoßzahn von über 60 lbs (ca. 27 kg) gilt in diesem Distrikt als gut. Das Elfenbein ist von bester Qualität (sofern nicht erkrankt) und wird von den Elfenbeinhändlern in London als „weich“ bezeichnet.

Ich halte es für einen Fehler, dass beim Exemplar im Britischen Museum eine Nachbildung der längsten bekannten Stoßzähne angebracht wurde, da diese so außergewöhnlich sind, dass sie das Tier abnormal erscheinen lassen. Das Tier hätte auch natürlicher gewirkt, wenn man es auf den Boden und nicht auf ein Podest gestellt hätte.

Wenn das Publikum dieses prächtige Exemplar eines afrikanischen Elefantenbullen betrachtet, bezweifle ich, dass sie jemals an die Schwierigkeiten des Sammlers denken, der es beschafft hat. Ich war immer der Meinung, dass Mr. T. A. Barns eine der besten Leistungen in der naturgeschichtlichen Sammeltätigkeit vollbrachte, als es ihm gelang, eine so gewaltige Haut gut genug zu konservieren, um sie in gutem Zustand nach Hause zu bringen.

Zuerst musste er einen Elefanten der erforderlichen Größe finden (über 11 Fuß an der Schulter); dann musste er ihn schießen, was für ihn der einfachste Teil war, da er viele getötet hat. Dann musste er ihn häuten, was auf der Oberseite nicht so schwer war, aber auf der Bodenseite – wo die ganze Masse aus Fleisch, Knochen und Muskeln nach unten drückte – ein Rätsel darstellte. Nachdem die Haut vom Kadaver entfernt worden war, musste sie gereinigt und getrocknet werden. Um dies zu tun, musste er eine große und tiefe Grube ausheben, damit die Luft an die Unterseite gelangen konnte. Dies erwies sich als erfolgreich, aber die Haut musste sorgfältig bewacht werden, damit Käfer und andere Schädlinge sie nicht befielen und irreparablen Schaden anrichteten. Schließlich benötigte es gut vierzig Eingeborene, um sie nach Süden zum Flussdampfer zu tragen, mit dem sie nach Chinde an der Ostküste gelangte, wo sie an Bord eines Hochseeschiffes gebracht und in die Heimat geliefert wurde.

Die bekannten Tierpräparatoren Rowland Ward Ltd. aus der Piccadilly haben beim Aufstellen des Tieres zweifellos sehr gute Arbeit geleistet, und es stellt ein sehr bemerkenswertes Exponat in unserem National Museum of Natural History dar. Der Mann, der sich all die Mühe der Jagd, des Erlegens und der Konservierung gemacht hat, wird selten erwähnt, daher hielt ich es für fair, dies hier zu tun.

Der Unterschied zwischen dem afrikanischen und dem indischen Elefanten besteht darin, dass ersterer größer, schwerer ist, größere Ohren hat und massivere Stoßzähne bildet. Es gibt weitere Unterscheidungsmerkmale, wie die Form der Rüsselspitzen bei beiden Arten, die Neigung der Schädel und die Zahnbildung.

Der vielleicht wichtigste Unterschied für den Jäger ist, dass der afrikanische Elefant ein viel schlechteres Temperament hat als der indische und eher dazu neigt, anzugreifen, wenn er gestört wird. Seine abfallende Stirn macht das Gehirn zu einem unbefriedigenden Ziel, wenn er einem gegenübersteht, während die indische Variante oft durch einen Frontalschuss getötet werden kann.

Ich bezweifle, ob es den Bewohnern Afrikas in der Vergangenheit jemals gelang, Elefanten zu zähmen, oder ob ihnen dies in Zukunft gelingen wird, da ich nicht sehe, wie es möglich sein sollte, solch muskulöse Bestien unter Kontrolle zu bringen. Starke und hochtrainierte indische Bullen könnten vielleicht die afrikanischen Kühe bändigen; aber es bräuchte eine große Anzahl von ihnen, um auf einen Bullen Eindruck zu machen, denn dieser ist extrem kraftvoll und sehr kampflustig.

Indische Elefanten sind vergleichsweise fügsam, mit Ausnahme natürlich eines Bullen, der sich zum „Rogue" (Einzelgänger/Mörder) entwickelt hat und in den Dschungel entflohen ist. Ich hörte von einem solchen Elefanten in Assam, der mehrere Eingeborene tötete, bevor eine Gruppe von Europäern ihn verfolgte und erschoss.

Wenn eine Herde afrikanischer Elefanten in einen „Keddah" (Pferch) oder eine Einzäunung getrieben würde, bin ich mir ziemlich sicher, dass sie dort nicht lange bleiben würden; sie würden alles durchbrechen, was man aus dem gewöhnlichen afrikanischen Holz bauen könnte, das man in den Lebensräumen der Elefanten findet. Würde man sie als Kälber fangen, könnte man sie eine Zeit lang halten, aber sobald sie die Geschlechtsreife erreichten, wären sie gefährlich.

Zudem wirken sie auf den Beobachter nicht so intelligent wie die indische Spezies. Die klugen Dinge, die indische Elefanten tun, wurden ihnen von ihren Mahouts (Führern) beigebracht oder durch Nachahmung ihrer besser ausgebildeten Gefährten erlernt. Ich schätze die Gehirnleistung von Elefanten viel niedriger ein als die eines Hundes, denn letzterer wird seinem Herrn oder seiner Herrin bei einem Angriff zur Hilfe eilen, während ein Elefant in einem solchen Fall wahrscheinlich keine Notiz davon nehmen würde.

Afrikanische Elefanten ziehen in Herden umher, deren Größe von wenigen bis zu mehreren hundert Tieren reicht. Die übliche Herde besteht aus zehn bis dreißig Tieren. Wenn mehrere hundert zusammen gesehen werden, handelt es sich um eine Ansammlung vieler kleiner Herden, die sich zusammengeschlossen haben, wahrscheinlich als Vorbereitung für eine Wanderung in eine weit entfernte Gegend. In einer Herde von dreißig Tieren werden viele der Kühe von einem Kalb begleitet. Gelegentlich schließen sich die Bullen zusammen, und ich habe gehört, dass über hundert gemeinsam gesehen wurden, aber das ist selten.

Alte Stoßzahnträger ziehen oft allein umher, und es ist kein ungewöhnlicher Anblick, einen großen Elefanten mit einem oder zwei Männchen zu sehen, die viel jünger sind als er selbst. Man sieht selten ein Männchen und ein Weibchen zusammen umherziehen wie ein Hochzeitspaar. Wenn ein Elefantenbulle sehr alt wird, bevorzugt er ein einsames Dasein; wie ein mürrischer alter Junggeselle scheint er von seiner eigenen Gesellschaft nicht gelangweilt zu sein! Er ist gewöhnlich ein gesetztes, sich langsam bewegendes Tier und findet seine schweren Stoßzähne wahrscheinlich eher lästig, wenn er sich einer Herde anschließt und mit jüngeren Männchen konkurriert, die handlicheres Elfenbein und geschmeidigere Körper haben.

Niemand hat, soweit ich weiß, authentische Informationen über die Tragzeit bei der afrikanischen Elefantenkuh gegeben, obwohl ich glaube, dass sie etwa zweiundzwanzig

Monate beträgt. Dies zeigt, dass sich der Elefant nicht sehr schnell vermehrt.

Ein Elefant mit außergewöhnlich schweren Stoßzähnen (oder „Zähnen“, wie die Jäger das Elfenbein immer nennen) muss diese oft als große Last empfinden, wenn sie hundert oder mehr Pfund wiegen. Eingeborene haben mir erzählt, dass sie solche Tiere gesehen haben, wie sie sich auf ihre Stoßzähne stützten, wenn diese lang genug waren, um fast den Boden zu erreichen. Es wurden etliche Stoßzähne von 8 bis 9 Fuß Länge dokumentiert; Tiere mit solch langen Zähnen könnten sie also zeitweise als Stützen verwenden. In einem späteren Kapitel werde ich einige Maße und Gewichte von Stoßzähnen sowie andere Angelegenheiten bezüglich des Elfenbeins angeben.

Vor etwa dreißig Jahren bewohnten Elefanten viel offeneres Land als heute, da sie damals weniger gejagt wurden und nicht gegen die tödlichen Hochgeschwindigkeitsgewehre der heutigen Zeit antreten mussten. In den Tagen der Vorderlader war es dem Jäger unmöglich, schnell zu feuern, da das Laden der Waffe einige Zeit in Anspruch nahm. Die gewöhnlichen glatten Läufe, die mit Rundkugeln verschiedener Kaliber verwendet wurden, hatten eine geringe Durchschlagskraft – es sei denn, sie wurden von einem abgehärteten Typ wie Selous benutzt, der sich nichts daraus machte, eine Handvoll grobes Pulver in die Gewehre zu füllen, die von den niederländischen Jägern in Südafrika „Roers“ genannt wurden. Was diesen alten Gewehren am meisten fehlte, war feine Präzision, denn niemand kann mit einer Waffe, die hart ausschlägt, sehr genau schießen; Selous schrieb dazu, er wünschte, er hätte nie etwas mit ihnen zu tun gehabt.

Die Kraft des afrikanischen Elefanten ist immens, und ich habe viele Landstriche gesehen, die von ihnen verwüstet wurden, beim Versuch, an Früchte zu gelangen, die außerhalb der Reichweite ihrer Rüssel wuchsen. Ein beliebter Baum ist der Masuko, der eine Frucht von der Größe einer kleinen Pflaume trägt; diese Bäume sind in ganz Njassaland und Nordrhodesien recht zahlreich. Ein anderer, fast ähnlicher Fruchtbaum ist der Mauni, der in den meisten Teilen des Landes seltener ist als der Masuko. Wenn die Frucht reif ist, fällt sie zu Boden, und die Elefanten sowie andere Tiere kommen, um sie zu fressen. Die Eingeborenen behaupten, dass auch Löwen und Leoparden sie fressen, aber ob dies so ist, kann ich nicht verbürgen.

Nachdem die Elefanten die Früchte am Boden verzehrt haben, brechen sie die Bäume um, um an das zu gelangen, was außerhalb der Reichweite ihrer langen Rüssel liegt. Ich habe hektarweise Land gesehen, das von ihnen zertrümmert wurde, wobei die Bäume entweder etwa 4 Fuß über dem Boden abgebrochen oder mit den Wurzeln herausgerissen waren. Diese Höhe von 4 Fuß ist interessant, denn ich denke, sie zeigt, dass dies eine günstige Position für die Elefanten ist, um die volle Kraft ihrer Rüsselmuskeln einzusetzen. Möglicherweise ist es auch die am besten geeignete Höhe, um ihre Stoßzähne und Stirnen einzusetzen, wenn sie die Bäume rammen. Dies muss viel mehr Kraft erfordern als das Herunterziehen großer Äste, die oft so dick wie ein Männerbein sind. Ein Ast, der dort abgerissen wird, wo er gegabelt ist, gibt leichter nach; und sein eigenes Gewicht hilft ihm beim Fallen.

Die durchschnittliche Größe dieser Bäume beträgt 8 Zoll im Durchmesser und etwa 25 Zoll im Umfang; ich habe eine ganze Anzahl vermessen, um diese Maße zu ermitteln. Der größte Baum, den ich je sah, der von einem Elefantenbullen gebrochen wurde, war ein „N’kuyu“-Baum in Njassaland, der knapp unterhalb der Bruchstelle 52,5 Zoll (ca. 133 cm) im Umfang maß. Das Holz dieses Baumes ist weich und faserig. Die Masuko-Bäume sind härter, und eine Fotografie wird zeigen, wie das Holz gesplittert und zerfetzt ist, wo sie gebrochen wurden.

In der Regenzeit ziehen Elefanten, wie alles Wild, nicht so weit umher, da Wasser und Grünfutter reichlich vorhanden sind. Der Busch ist auch dichter, sodass sie bessere Deckung finden. Sie scheinen zu wissen, dass sie zu dieser Zeit weniger belästigt werden, da die trockenen Monate die Jagdsaison sind. Die Ernten der Eingeborenen an Mais, Hirse, Erdnüssen und Kürbissen werden in der Regenzeit gepflanzt und wachsen schnell; daher kommen die Elefanten, wenn sie zahlreich sind, und plündern nachts die Gärten. Die Eingeborenen sitzen auf Plattformen oder in Bäumen und schlagen Trommeln, um sie fernzuhalten. Wenn man nahe der Dörfer und Felder lebt, wird man nachts ständig das Schlagen der Trommeln hören. In der Dunkelheit ist es ein melancholischer Klang.

Die Ernten sind zu Beginn der Trockenzeit reif (etwa im Juli in Njassaland und Nordrhodesien); und nachdem die Eingeborenen sie eingebracht haben, lassen sie die Stängel von Mais und Hirse liegen. Sie beenden ihre Nachtwachen mit den Trommeln, sodass die Wildtiere in Scharen kommen, um die Stängel zu fressen, die sie anscheinend außerordentlich genießen.

Manchmal kommen Elefanten, welche das Getreide den Stängeln vorziehen, in die Dörfer und brechen die Vorratsspeicher (*n'cokwe*) auf, um an die Maiskolben zu gelangen. Wenn die Dorfbewohner feststellen, dass die Speicher aufgebrochen werden, bringen sie die Reste in ihre Hütten; doch die Tiere wittern dies und reißen gelegentlich das Strohdach ab, um zu bekommen, was sie wollen.

Als ich einmal im Dorf von M'ponda im zentralen Angoniland lagerte, kamen die Tiere an und brachen in eine Hütte ein. Die Eingeborenen kamen und baten mich, auf sie zu schießen. Ich wusste jedoch, dass die Elefanten die Gegend verlassen könnten, wenn ich einen Schuss abfeuerte, und das wollte ich nicht, da ich am nächsten Tag versuchen wollte, einen guten Bullen zu erlegen.

Dennoch musste ich helfen, also wies ich meine Männer an, etwas Gras zu holen und es schnell mit einheimischen Schnüren zusammenzubinden, um Fackeln herzustellen. Diese zündeten wir an und gingen auf die Elefanten zu, die wir unweit beim Zertrümmern der Hütte hören konnten. Als wir bis auf vierzig Yards (ca. 36 m) heran waren, sah ich eine Gruppe von Elefanten, die an der Hütte beschäftigt waren; wir nahmen Erdschollen und Stöcke (da keine Steine herumlagen) und bombardierten sie einige Minuten lang damit. Sie schienen nur ungern zu weichen, zogen aber schließlich ab, ohne dass ein Schuss nötig war. Am nächsten Tag wurde ich für meine Zurückhaltung belohnt, als ich einen guten Bullen erlegte, von dem ich glaube, dass er der Rädelsführer beim nächtlichen Überfall auf das Dorf war.

Die Verwüstungen durch Elefanten in den Anpflanzungen der Eingeborenen führen in Gegenden, in denen die Tiere zahlreich sind, fast zum Verhungern der Bevölkerung, denn in einer einzigen Nacht können sie hektarweise Gärten verwüsten, wobei sie sechsmal so viel niedertrampeln, wie sie fressen. Man kann es den Eingeborenen daher nicht verübeln, wenn sie versuchen, das eine oder andere Tier in Fallgruben oder Speerfallen zu fangen. Diese „Gartenräuber"-Elefanten neigen dazu, gefährlicher zu sein, wahrscheinlich weil sie an diesen Orten selten gejagt werden. Sie gewöhnen sich auch an den Anblick und Geruch von Menschen, die ausnahmslos weglaufen, wenn die Tiere in der Nähe sind.

Es ist schwierig, Elefanten im Mais zu sehen, der auf gutem Boden bis zu zwölf Fuß (ca. 3,66 m) hoch wächst; es ist also eine gefährliche Arbeit, sie dort anzugehen, wo kein Baum verfügbar ist, falls die Tiere ungemütlich werden sollten. Es ist jedoch nicht schlimmer als in den dichten Schilfbetten und dem hohen Gras, wo sie oft anzutreffen

sind. Der schlimmste Punkt bei jeder Art von stängelartiger Deckung ist, dass es völlig unmöglich ist, das Gewehr so schnell zu bewegen, wie man es im Waldland tun kann.

Das bei weitem schlimmste Gelände, um Elefanten zu folgen, sind Flächen mit dichtem dornigem Gebüsch, wo sich die Dornen in Kleidung und Haut verhaken. Ich habe einige sehr unangenehme Stellen dieser Art westlich des Luangwa-Flusses in Nordrhodesien gesehen. Nachdem eine Anzahl von Elefanten durch schweres Schilf oder Gras gezogen ist, knicken und biegen sie das Material in allen möglichen Winkeln, sodass man bei jedem Schritt behindert wird. Es ist sinnlos zu versuchen, sich gewaltsam einen Weg durch dieses Dickicht zu bahnen; man muss es beiseite schieben oder darübersteigen, wenn es niedrig genug ist, was selten der Fall ist. Ein guter Plan in solchem Zeug ist es, einen Mann mit einem langen Speer direkt hinter sich gehen zu lassen, der die Stängel hochhebt, damit man darunter hindurchgehen kann. Wenn sie sich nicht leicht heben lassen, wird ein geschickter Mann sie niederdrücken, damit man darübersteigen kann. Sollte ein Elefant in dieser Art von Gelände angreifen, ist es besser, stehen zu bleiben und zu schießen, als zu flüchten, denn in niedergetrampeltem Schilf oder verfilztem Gras ist es absolut unmöglich, schnell zu rennen.

In der Regel greifen Elefanten nicht an, es sei denn, sie sind verwundet; und ein echter Angriff erfolgt mit der Absicht, Schaden zuzufügen. Oft erwecken Elefanten und Büffel den Anschein eines Angriffs, wenn sie eigentlich nur zu entkommen versuchen; dieser Vorstoß wird von Unerfahrenen als tödlicher Angriff beschrieben, was reiner Unsinn ist. Zudem greift eine Herde niemals geschlossen mit Absicht an.

Die Panikflucht (*stampede*) einer großen Elefantenherde im Waldland ist ein gewaltiger Anblick, denn bei trockenem Wetter wirbeln sie Staubwolken auf und lassen stattliche Bäume krachend zu Boden gehen. Findet ein solcher Ansturm an einem bewaldeten Hang statt, gleicht er einer Lawine, die talwärts fegt. Ich sah einmal einen stoßzahnlosen Bullen zwischen zwei Bäumen hindurchpreschen und beide durch die Wucht seines Aufpralls fällen; er schien durch die Stöße gegen seine Rippen keinerlei Schaden genommen zu haben. Wenn Tiere nicht durch Furcht erregt sind, können sie den Abstand zwischen Bäumen gut einschätzen, doch in Panik unterlaufen ihnen Fehler. Ich sah einmal einen gut gehörnten Kudu-Bullen zwischen zwei junge Bäumchen stürmen und böse eingeklemmt werden; er kämpfte einige Sekunden lang, bevor er seine Hörner in eine günstige Position drehen konnte, um wieder frei zu kommen. Bei einer anderen Gelegenheit sah ich einen Schirrantilopenbock (*bushbuck*), der sich bei der Flucht vor mir hoffnungslos in den dichten, verschlungenen Zweigen eines großen Busches verfing. Er taumelte eine Zeit lang herum, bevor er entkam.

Wenn Elefanten Bäume mit den Wurzeln ausreißen, wird man meist feststellen, dass solches Holz in lockerem, sandigem Boden wächst – zumindest wenn es sich um große Bäume handelt. Stoßzahnlose Bullen sind nicht sehr häufig. Ich erinnere mich, nur drei gesehen zu haben, und alle waren große Tiere. Die Eingeborenen behaupten, sie seien sehr gefährlich, und es ist möglich, dass dies stimmt, da die Stoßzahnträger sie von den Weibchen fernhalten, was ihr Gemüt verbittern und sie zu bestimmten Zeiten reizbar machen kann.

Es gibt die Vorstellung, dass das Doppelte des Umfangs des Vorderfußes eines Elefanten die genaue Höhe des Tieres ergibt. Gelegentlich mag das zutreffen, aber nicht immer, da viele stämmig gebaute Elefanten mittelgroße Füße haben. Ich denke, dies trifft eher auf den indischen Elefanten zu, der im Verhältnis zu seiner Höhe und seinem Gewicht größere Füße hat als die afrikanische Spezies. Ein großer Stoßzahnträger hat gewöhnlich stattliche Füße, und ich habe festgestellt, dass die größten Tiere im Allgemeinen den

größten Fußumfang besitzen. Der schwerste Elefant, den ich je schoss – ein besonders massiges Exemplar –, hatte Vorderfüße mit einem Umfang von 52,5 Zoll (ca. 133 cm); während der größte, den ich je sah, ein Maß von 58,5 Zoll (ca. 148 cm) aufwies. Wie Hörner schrumpfen auch Füße mit der Zeit etwas ein; der 58,5-Zoll-Fuß misst heute noch 56,5 Zoll, da er nie mit Material gefüllt wurde, um ihn vor dem Zusammenschrumpfen zu bewahren.

Die Farbe der Elefanten ist ein dunkles Grau, und sie sind in dichter Deckung, in der es viel Licht und Schatten gibt, extrem schwer zu sehen. Es hängt stark von der Position der Sonne im Verhältnis zum Wild und zum Jäger ab. Es ist erstaunlich, wie man bei ihren Bewegungen ein Tier entdeckt, das plötzlich zu verschwinden scheint – nicht, weil es außer Sicht geraten ist, sondern weil die Schatten besser mit seiner Färbung verschmolzen sind.

Wenn die Tiere in mäßig hohem Waldland fressen, sieht man die Zweige schwanken und manchmal fallen; ein gewundener, schlangenartiger Rüssel mag für ein oder zwei Sekunden in der Luft hängen, während er über die obersten Wipfel der Bäume hinausgreift. Man hört das Reißen und Splittern großer Äste, die abgerissen werden, und manchmal ein Krachen, wenn etwas Schweres zu Boden gebracht wurde.

Die Geräusche, die Elefanten machen, sind interessant, obwohl sie zeitweise sehr leise sein können. Wenn man nahe herankommt, ist ein gewöhnliches Geräusch ein seltsames Rumpeln aus ihrem Inneren, genau wie das Gurgeln von Wasser in einer Zisterne, was darauf hindeutet, dass ihre Verdauungsorgane auf Hochtouren arbeiten. Die Kühe sind geräuschvoller als die Bullen und stoßen Quieken und Kreischen sowie seltsames Gurgeln aus, das wie Vergnügen klingt. Dann gibt es das Trompeten in verschiedenen Tönen und den schrillen Wutschrei, den beide Geschlechter ausstoßen, wenn sie erzürnt sind.

Der verstorbene Major (damals Captain) C. H. Stigand erzählte mir von einem seltsamen Erlebnis, das es wert ist, festgehalten zu werden, da ich von einem ähnlichen Vorfall noch nie gehört oder gelesen habe. Er hatte versprochen, W., einen Beamten aus Zomba, der nach Fort Manning gekommen war, auf einen Elefanten mitzunehmen. Nachdem sie eine gute Fährte gefunden hatten, verfolgten sie das Tier, als W. aufgrund der Hitze unpässlich wurde und mit zwei Eingeborenen zurückbleiben musste. Der Elefant scheint unweit der Stelle, an der W. und die beiden Eingeborenen warteten, stehen geblieben zu sein; Stigand traf den Elefanten, tötete ihn jedoch nicht sofort. Er sagte, das Tier sah wütend aus, aber er hörte es nicht schreien, bevor er es schließlich erlegte. Als er wieder zu W. und den beiden Eingeborenen stieß, erzählten diese ihm, dass der Elefant laut geschrien habe; und W. bemerkte, er sei froh, Stigand wohlauf zu sehen, da er dachte, es sei ein Unfall passiert. Stigand fragte daraufhin seinen Gewehrträger, der mit ihm zum Elefanten gegangen war, ob dieser den Elefanten habe schreien hören, und dieser sagte, er habe nichts dergleichen gehört.

Als wir darüber sprachen, kamen wir zu dem Schluss, dass dieser gellende Schrei eine so schrille Note oder Klangfarbe haben muss, dass er in unmittelbarer Nähe unhörbar ist, aber aus einiger Entfernung gehört werden kann. Ich erinnere mich, dass ich Stigand fragte, wie weit er von W. entfernt war, als er auf den Elefanten feuerte; er schätzte es auf vier- bis fünfhundert Yards.

Einmal hörte ich einen verwundeten Elefanten weinen wie ein Kind, das sich wehgetan hat. Es lag ein kläglicher Ton in den Schreien, der sofort Mitleid erregte. Die Eingeborenen sagten ebenfalls, es klinge genau wie ein weinendes Kind; und am Lagerfeuer an diesem Abend gab der Spaßvogel der Gruppe eine exakte Nachahmung

des Vorfalls zum Besten. Eingeborene haben ein wunderbar feines Gehör für Laute, und gelegentlich trifft man auf einen Mann, der die Gesten und Stimmen seiner Freunde oder eines weißen Mannes perfekt nachahmen kann.

Ein Elefant schreit oft, wenn er auf einen Jäger losgeht, aber nicht immer, denn ich habe erlebt, wie einer heranstürmte, ohne ein Geräusch von sich zu geben – außer dem Rascheln seiner Füße im Gras. Dieser Vorfall wird in meinem Buch „Memories of an African Hunter" erwähnt, daher muss ich ihn hier nicht wiederholen.

In der Regel ist ein angreifender Elefant aus der Nähe recht leicht abzudrehen; und es ist weitaus besser, weiter auf ein Tier zu schießen, das einen entdeckt hat, als direkt vor ihm davonzulaufen, da nichts ein Tier mehr anstachelt, als seinen Feind vor sich flüchten zu sehen. Obwohl Schüsse auf einen angreifenden Elefanten ihn zum Abdrehen bewegen können, ist es schwierig, ihn von vorne zu töten; und das Tier, das ich ganz aus der Nähe zur Strecke brachte, brach erst beim dritten Schuss im Laufen zusammen. Er hatte zuvor bereits zwei Kugeln erhalten: eine in den Kopf, die ihn in einen benommenen Zustand versetzte, und eine weitere, als er versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, was ihn jedoch nicht beruhigte, sondern seinen Zorn nur steigerte und ihn auf die unerbittlichste Weise heranstürmen ließ.

Das Gehirn eines afrikanischen Elefanten ist bei einem Frontalschuss extrem schwer zu treffen, da die Stirn stärker abfällt als bei der indischen Spezies. Es ist daher ein Fehler, einen solchen Schuss abzugeben, außer es ist notwendig, um ein angreifendes Tier zu stoppen. Wenn ein Elefant genau breitseits steht, ist die richtige Stelle etwa 4 Zoll (ca. 10 cm) vor der Ohröffnung in einer Linie mit dem Auge – wobei man immer bedenken muss, dass sich der Jäger auf ebenem Boden auf einer niedrigeren Ebene als der Elefant befindet. Es ist alles eine Frage des Winkels und der Kenntnis der Anatomie. Mein bevorzugter Kopfschuss ging in die Ohröffnung, wenn ich leicht schräg hinter dem Tier stand. Wenn er dort getroffen wird, bricht der Elefant einfach in eine kniende Position zusammen oder er fällt zur Seite, gewöhnlich in Richtung des Jägers. Später werde ich mich mit der Frage der tödlichen Schüsse befassen, wenn ich die besten Gewehre für die Jagd in Afrika bespreche.

Elefanten scheinen tiefe Sümpfe mehr zu fürchten als jede andere Geländeform, obwohl sie oft im dichten Schilf und Gras leben, das in zähem Schlamm wächst. Alles jedoch, was den Charakter von Treibsand oder einem Morast hat, meiden sie gewöhnlich; denn wenn sie erst einmal richtig im Sumpf stecken, sind sie verloren, da ihr immenses Gewicht und die kraftvollen Versuche, sich zu befreien, sie bald tiefer und tiefer in den Schlamm sinken lassen. Die Eingeborenen pflegten Herden in solches Gelände zu treiben und die festsitzenden Tiere in aller Ruhe mit Speerstichen in die weiche Bauchregion zu töten. Dies war wahrscheinlich eine viel effektivere Methode, sie zu töten, als sie mit Gras- und Buschfeuern einzukesseln. Ich habe nie geglaubt, dass sie mit der letzteren Methode viele Tiere erbeuteten, denn ich habe gesehen, wie eine Herde mitten durch ein großes Grasfeuer zog, ohne sich anscheinend den geringsten Schaden zuzufügen. Es war interessant zu beobachten, wie sie sich innerhalb des Kreises bewegten, bis sie die sicherste Stelle gefunden hatten, um sich in Sicherheit zu bringen.

Elefanten stauben sich sehr gerne ein, und wenn der Boden von jener rötlichen oder ockerfarbenen Tönung ist, die man in Afrika oft sieht, ist es kein ungewöhnlicher Anblick, rote oder gelbe Elefanten zu erblicken. Tiere, die Schlammbäder nehmen, wie Elefanten, Büffel und Warzenschweine, können manchmal wie Albinos wirken, wenn die Erde von hellgrauer Farbe ist.

Als ich einmal einem guten Elefantenbullen in hohem, dichtem Gras folgte, kletterte ich auf einen Baum, um über das Gras hinwegzusehen, und erblickte das Tier in etwa zweihundert Yards (ca. 182 m) Entfernung zwischen mehreren großen, rötlichen Ameisenhügeln stehend. Der Elefant hatte sich mit dem trockenen Staub dieser Hügel eingestäubt und eine ähnliche Färbung angenommen. Nachdem wir abgestiegen waren, nahmen wir die Fährte auf, und als wir etwa an der richtigen Stelle angelangt waren, sah ich etwas, das ich für einen nahen Ameisenhügel hielt, und ging darauf zu, um hinaufzuklettern und Ausschau zu halten. Gerade als ich bis auf wenige Schritte heran war, berührte Kamwendo meinen Arm und sagte: „Njovu, bwana" (Elefant, Herr); wir zogen uns ziemlich hastig zurück und fanden bald den echten Ameisenhügel, den ich vom Baum aus erspäht hatte.

Bei einer anderen Gelegenheit beobachtete ich einen prächtigen Bullen, der auf einer offenen Lichtung stand und Wolken aus feinem Staub über sich blies. Er schien seine Vorderfüße vor und zurück zu bewegen, um offenbar kleine Häufchen zu bilden, die er mit seinem Rüssel aufsaugen konnte. Es war ein sehr interessanter Anblick.

Beim Trinken spritzen Elefanten Mengen an Wasser über ihren Körper, und ich habe an anderer Stelle berichtet, wie ich einige Zeit lang mehrere Elefantenherden beobachtete, die bei Tageslicht tranken und badeten – in der heutigen Zeit ein sehr ungewöhnlicher Anblick, da sie stets nachts trinken, es sei denn, sie leben in einer Gegend, in der sie sehr selten behelligt werden. Bei dieser Gelegenheit war die Hitze außergewöhnlich groß gewesen und die Tiere waren sehr durstig und heiß, was ihre Furchtlosigkeit erklärt.

Elefanten verbrennen sich manchmal, indem sie sich an einem Baumstumpf oder Baum reiben, der zuvor gebrannt hat und in dem noch heiße Glut steckt. Die jährlichen Grasbrände, die von den Eingeborenen gelegt werden, um an verschiedene zu Tode geröstete Kleintiere zu gelangen, setzen gelegentlich einen toten Baum in Brand, der dann einige Wochen oder gar Monate lang brennen und schwelen kann; die Elefanten lehnen sich entweder dagegen oder beginnen sich zu reiben, genau wie ein Ochse an einem Pfosten. Obwohl es nicht alltäglich ist, ist es auch nicht außergewöhnlich, einen Elefanten mit einer auf diese Weise entstandenen Wunde zu schießen.

In alten Zeiten, als die Eingeborenen noch viele Elefanten mit ihren alten Vorderladern trafen – wobei sie kleine Ladungen minderwertigen Pulvers und Eisenkugeln verschossen –, entkamen recht viele Tiere verwundet. Ich habe etwa zwei Dutzend Eisenkugeln aus verschiedenen von mir geschossenen Elefanten herausgeholt und einige davon zusammen mit vielen meiner eigenen Geschosse aufbewahrt, die ich aus Wild aller Art wiedergewonnen habe.

Diese Eisenkugeln sind leichter als Bleikugeln und weisen meist Spuren von Hammerschlägen im heißen Zustand auf. Einige sind rund, aber häufiger sind es quadratisch endende Eisenpfropfen, die in Südafrika als „Potlegs" (Topfbeine) bezeichnet wurden, weil die Eingeborenen manchmal Teile der gusseisernen Beine von Kochtöpfen verwendeten, die ihnen von Händlern geliefert worden waren.

Alle Eisenkugeln, die ich sah, bestanden aus Schmiedeeisen und nicht aus dem spröden Gusseisen, denn nördlich des Sambesi benutzen die Eingeborenen diese dreibeinigen Kochtöpfe selten; es sei denn, ein gelegentliches Exemplar wurde von einem Kaffern mitgebracht, der in den Goldminen von Mashonaland oder Johannesburg gearbeitet hat. Zum Kochen verwendeten die zentralafrikanischen Eingeborenen stets Tongefäße.

Was das Thema der einheimischen Projektile betrifft, so kann ich sagen, dass sie fast alles verwenden. Als die transkontinentale Telegrafenleitung gebaut wurde, nutzten die

Eingeborenen wohl Gelegenheiten, bei denen Elefanten den Draht heruntergerissen hatten, um Teile davon zu stehlen und sie in kurze Stücke geschnitten als Kugeln zu verwenden.

Gewöhnlich luden sie ihre Gewehre mit zu wenig Pulver, doch wenn dieses reichlicher vorhanden war als üblich, konnten sie auch zu viel hineingeben und ihre alten Handelsmusketen in Stücke sprengen – und manchmal sich selbst gleich mit. Einige dieser billigen Gewehre, für die die alten Händler früher drei Stoßzähne erhielten, kosteten in Birmingham nur wenige Schillinge und hatten Läufe, die kaum besser als ein Gasrohr schienen; es war also kein Wunder, dass sie häufig barsten. Ein besserer Typ einheimischer Gewehre war die alte „Brown Bess" der britischen Armee, die in Afrika für Handelszwecke verwendet wurde, nachdem sie dort gegen modernere Waffen ausgetauscht worden war. Diese Gewehre waren durch den Gebrauch „erprobt" worden, und ich habe eine ganze Anzahl davon in Afrika gesehen; meist waren sie mit einem Stück Elefantenohr oder -haut um den Griff gewickelt, um sie zu verstärken.

Elefanten sind wunderbar geschickt darin, in hügeligem oder bergigem Gelände die leichteste Steigung zu wählen; statt einen steilen Hang direkt anzugehen, winden sie sich beim Aufstieg auf bemerkenswerte Weise empor. Es muss beträchtliche Muskelanstrengung erfordern, ihre riesigen Körper auf den Gipfel mancher Bergketten zu hieven, die sie wahrscheinlich der Kühlung wegen aufsuchen oder um der Belästigung durch Fliegen verschiedenster Art zu entgehen.

Einige der zentralafrikanischen Bergketten, und sogar einzelne Berge wie der Chiperoni in Portugiesisch-Ostafrika, besitzen auf ihrem Gipfel ein Plateau, auf dem sich die Tiere mühelos bewegen können. Zweifellos bietet die dortige Nahrung eine willkommene Abwechslung im Speiseplan, da die botanischen Merkmale sich von denen des Tieflandes unterscheiden.

In Teilen des Landes sind ihre Pfade seit Zeitaltern so festgetreten, dass sie an vielen Stellen viele Zoll tief unter das Niveau des umgebenden Bodens eingegraben sind. Ich füge eine Fotografie eines dieser Pfade bei, aufgenommen unweit des Dorfes von Chinunda in Nordostrhodesien. In jener Gegend waren die Elefantenpfade höchst interessant, da die Tiere sie über viele Jahre hinweg genutzt hatten. Wenn sie von ihren nächtlichen Tränken wegziehen, halten sie meist einen ziemlich direkten Kurs auf ihre bevorzugten Standplätze tief im Busch, wo sie die Stunden des Tageslichts zu verbringen gedenken.

Das Dorf von Chinunda liegt am Rukusi-Bach, und es gibt weitere verstreute Dörfer entlang seiner Ufer. Der Bach trocknet während der heißesten Monate der Trockenzeit aus, und Wasser findet sich nur in felsigen Vertiefungen oder in sandigen Abschnitten, wo die Eingeborenen danach graben müssen. Obwohl die Bäume im umliegenden Busch meist zu einem grauen, verdörrten Farbton vertrocknet sind, wachsen am Rukusi, wie an vielen anderen Bächen, die ich kenne, an den meisten Stellen grün belaubte Bäume. Oft war es, wenn man unter Durst litt, ein angenehmer Anblick, von einer Anhöhe aus diese gewundenen grünen Linien zu sehen, die anzeigten, dass Wasser ziemlich nah war. Wenn die Bäume belaubt sind, findet man gewöhnlich Wasser, indem man im sandigen Bett des Baches gräbt. Wenn ich zu einem Tümpel kam, erlaubte ich meinen Männern selten, daraus Wasser zu entnehmen, da dieses Wasser in der Trockenzeit oft durch das Baden der Dorfbewohner oder den Kot von Tieren und Vögeln verunreinigt ist. Das Richtige ist, ein Loch in die Erde oder den Sand ein paar Fuß entfernt zu graben und das Wasser auf sein eigenes Niveau steigen zu lassen; es ist dann gefiltert und einigermaßen sauber.

Ich habe oft Löcher gesehen, die von Elefanten und anderem Wild im sandigen Bett von Flüssen und Bächen gescharrt wurden, was zeigt, dass sie die Feuchtigkeit darunter wittern. Ein paar Meilen flussaufwärts am Rukusi führten mich die Eingeborenen zu einem hübschen Tümpel, den sie „Nyanie" nannten (der einheimische Name für Pavian). Hier befand sich ein tiefer Tümpel von herrlichstem grünen Ton, geformt durch die ständige Auswaschung des Wassers von einer überhängenden Felswand. Ein kurzes Stück entfernt war tiefer Sand, bedeckt mit dem Kot vieler Elefanten. Von diesem natürlichen „Bauernhof" ging ein angenehmer aromatischer Geruch aus, da das Material getrocknet war (zumindest die älteren Ablagerungen); dieser angenehme Duft ist für einen Jäger ebenso faszinierend wie der eines Stalls für Pferdeliebhaber.

Wo ich den Geruch erwähne: Es ist natürlich jedem bekannt, der sich für das Tierleben interessiert, dass der Geruchssinn bei vielen Wildtieren der stärkste Sinn ist und sie sich für ihre Sicherheit mehr darauf verlassen als auf jeden anderen Sinn, den sie besitzen. Die wichtigste Ausnahme bei vierbeinigem Wild bilden jene Tiere, die sich in Ebenen aufhalten; in diesem Fall ist es wahrscheinlich ihr Sehvermögen, auf das sie sich zum Schutz vor ihren Feinden am meisten verlassen, besonders bei Tag. Die Theorie der Schutzfärbung gilt meiner Meinung nach für Insekten nur so lange, wie sie unbeweglich verharren.

Alle Fleischfresser, die nachtaktiv sind, jagen nach dem Geruch, und das Wild, das sie jagen, muss sich für seine Sicherheit ebenfalls auf seinen Geruchssinn verlassen. Eine sogenannte Schutzfärbung ist in der Dunkelheit nutzlos, wenngleich alle Fleisch- und Pflanzenfresser im Dunkeln wahrscheinlich besser sehen als der Mensch.

Am Tage erfasst das Auge Bewegung noch vor der Farbe; und da der Schöpfer die Tiere mit Schwänzen ausgestattet hat, um Fliegen abzuwehren und sich Kühlung zu verschaffen, fungieren diese hinteren Anhängsel als Signal für den Jäger, sei er Mensch oder Tier. Dies ist ein Punkt, von dem der reine Stubengelehrte nichts weiß, es sei denn, er hat selbst Wild gejagt und diese Tatsache durch praktische Erfahrung im Feld festgestellt. Vögel werde ich hier nicht erörtern, wenngleich ich später noch etwas über den Geier sagen möchte.

Abgesehen von ihren Schwanzbewegungen kann das Wild nicht lange stillhalten, selbst wenn es schläft; man wird immer ein gewisses Maß an Bewegung bemerken. Eine Rappenantilope, die ich in weniger als dreißig Yards Entfernung schlafend beobachtete, bewegte ständig ihre Ohren; und Elefanten, die gewöhnlich im Stehen schlafen, schwanken sanft vor und zurück – ähnlich der langsamen Bewegung eines Schaukelstuhls. Es hat mich fast schläfrig gemacht, ihnen dabei zuzusehen, wenn ich vom harten Marsch und der intensiven Hitze ermüdet war, denn diese träumerische Art der Bewegung hat etwas Hypnotisches. Manchmal legen sich diese Tiere zum Schlafen hin, und wenn sie dies tun, scheint die abfallende Seite eines Ameisenhügels ein bevorzugter Platz zu sein.

Mehrmals habe ich die Abdrücke der Flanke eines Elefanten an einem Ameisenhügel gesehen; und Mr. T. A. Barns fand einmal einen Bullen, den er verfolgte, fest schlafend an einem dieser Orte vor. Er zielte darauf, doch seine Patrone war ein Zündversager; das Tier erwachte, aber er repetierte schnell eine neue Patrone in das Lager seiner 7,9-mm-Mauser und erlegte ihn, da dieser Schuss einwandfrei brach. Ich habe bemerkt, dass das Knacken eines Stockes oder eines getrockneten Schilfrohrs einen schlafenden Elefanten weckt, wenn man nah ist; und die Tatsache, dass ein solches Tier das Klicken eines Schlagbolzens hörte, zeigt, dass es gewöhnlich ziemlich wachsam ist.

Elefanten haben rote, trübe Augen, und ihre Sehkraft ist nicht so scharf wie ihr Geruchs- und Gehörsinn, wenngleich man daraus keinen Vorteil ziehen kann, sofern nicht genügend Bäume und Deckung vorhanden sind. Bewegungen sollten in Sichtweite von Elefanten langsam und nicht hastig erfolgen.

Die Tiere sind auf hügeligem Boden vorsichtig, wenn sie bergab gehen, denn sie scheinen sich der Tatsache bewusst zu sein, dass ein Sturz bei ihrer Masse schwerwiegend wäre. Einmal sah ich drei Tiere einen felsigen Hang hinunterlaufen, auf dem viele lose Schieferplatten herumlagen. Ich bemerkte, wie eines der Tiere stolperte und fast vornüberstürzte. Einen Augenblick lang schien er fast auf dem Kopf zu stehen, und ich bin sicher, dass seine Hinterfüße für eine Sekunde oder zwei in der Luft waren. Er fing sich wieder und folgte den anderen, die schon ein Stück voraus waren. Als ich mir die Stelle ansah, fand ich Blut, und noch etwas mehr, als ich ihm ein kurzes Stück folgte. Ich denke, eine scharfe Steinplatte war unter seinem Gewicht umgekippt und hatte ihn an einem Fuß oder Bein geschnitten. Es war sinnlos, ihnen weit zu folgen, da sie wahrscheinlich erst nach etwa zwanzig Meilen anhalten würden.

Bei einer anderen Gelegenheit sah ich eine Herde über das steile Ufer des Luangwa-Flusses gehen; bevor sie die Stelle wagten, hämmerten sie mit ihren Füßen, um sich einen günstigen Startpunkt zu verschaffen. Nur ein oder zwei taten dies, und die gesamte Herde folgte diesen Tieren die Rutsche hinunter, indem sie auf ihrem Hinterteil saßen und die Vorderbeine weit nach vorne streckten. Da das Wetter heiß und trocken war, wirbelten sie eine gewaltige Wolke feinen Staubs auf, die noch einige Minuten danach in der Luft hing. Nach Überwindung dieses steilen Ufers durchschwamm die Herde den Fluss. Obwohl ich nicht bemerkte, dass die Bullen oder Kühe den kleinen Kälbern beim Überqueren halfen, schafften sie es alle.

In meinem letzten Buch habe ich zwei Fälle erwähnt, in denen Elefanten einander halfen, und ich möchte die Einzelheiten hier noch einmal wiedergeben, da dieses Buch die Gewohnheiten der Tiere, die mir aufgefallen sind, allgemein behandeln soll. Der erste Fall ereignete sich, als ich einen Bullen aus etwa siebzig Yards Entfernung in den Kopf traf. Er fiel schnurstracks um, und seine Stoßzähne bohrten sich bis zum Zahnfleisch in die Erde, da der Boden durch vorangegangenen Regen ziemlich weich war. Dieser Elefant hatte zwischen zwei anderen Bullen mit etwas kleinerem Elfenbein gestanden.

Als er umstürzte, fingen diese Bullen, anstatt wie man hätte erwarten können davonzulaufen, damit an, das getroffene Tier mit ihren Rüsseln zu streicheln und ihn mit ihren Stoßzähnen in den Körper zu stoßen. Mein .303 Vollmantelgeschoss hatte es offensichtlich versäumt, das Gehirn zu erreichen, aber es hatte ihn für etwa zwei Minuten in den Schlaf geschickt.

Schließlich wachte er auf und schaffte es nach mehreren heftigen Anstrengungen, auf die Beine zu kommen, wobei er wie ein Betrunkener hin und her schwankte. Er war von dem harten Schlag auf seinen Schädel noch so benommen, dass er mehrmals beinahe umkippte und wahrscheinlich gestürzt wäre, wenn die anderen nicht im Weg gestanden hätten. Sie hinderten ihn nicht nur am Fallen, sondern ich bemerkte deutlich, dass sie ihm bei mehreren Gelegenheiten einen Stoß zu geben schienen, um ihn zu stützen. Dies zu beobachten war so faszinierend, dass ich völlig vergaß, ihn zu töten, denn ich wollte den Ausgang sehen. Aus vergangener Erfahrung wusste ich, dass er an der Wunde wahrscheinlich nicht sterben würde, da er in der Lage war aufzustehen; denn ein Elefant, der am Kopf getroffen wird, überlebt die Erfahrung fast ausnahmslos, sofern das Gehirn nicht durchbohrt wurde.

Die unverwundeten Tiere zeigten, dass sie nervös und offenbar bestrebt waren wegzukommen, aber sie verließen ihn nicht. Sie schienen ihn eher zum Weitergehen zu drängen, denn sie stießen ihn umher. Schließlich begann er sich zu bewegen, war aber offensichtlich noch *non compos mentis*, da er erheblich umhertaumelte. Allmählich gewann er seine Vitalität zurück und begann, mit festerem Schritt auszuschreiten, immer noch zwischen den anderen. Dann gelangten sie zwischen die Bäume und Büsche; aber solange sie in Sichtweite waren, rannten sie nicht. Nach einer kurzen Rast, denn es war sehr heiß, folgte ich mit meinen Männern eine Strecke weit und stellte dann fest, dass sie in den Laufschritt übergegangen waren; es war wahrscheinlich, dass sie für eine beträchtliche Distanz nicht anhalten würden.

Ich habe diesen Vorfall genau so beschrieben, wie er sich ereignet hat; und es besteht nicht der geringste Zweifel, dass Elefanten einander bei Gelegenheiten helfen.

An einem anderen Tag sah ich wieder, wie eine große alte Elefantenkuh zurückkam, um einem jungen verwundeten Bullen zu helfen, der entweder an einem seiner Hinterbeine verwundet war oder sich auf irgendeine Weise verletzt hatte. Er zog ein Bein leicht nach, aber es war nicht gebrochen. Die Kuh, wahrscheinlich die Mutter des Tieres, schubste ihn mehrmals von hinten an, damit er mit der kleinen Herde Schritt hielt. Die Eingeborenen und ich hatten eine gute, klare Sicht auf den Vorfall, da die Elefanten zu dieser Zeit eine offene Stelle im Busch überquerten.

Nachdem ich weit über zweitausend afrikanische Elefanten gesehen habe, darf ich sagen, dass ich nie wieder einen Fall bemerkt habe, in dem einer versuchte, einem anderen zu helfen; aber ich habe kaum Zweifel, dass diese Gewohnheit verbreiteter ist, als manche annehmen mögen. Jäger, die eine große Anzahl dieser prächtigen Tiere gesehen haben, erklärten, dass sie solche Vorfälle nie beobachtet haben und auch nicht glauben, dass sie einander beistehen. Ich weiß nur, dass ich diese Vorfälle sah, und obwohl ich zugebe, dass sie ungewöhnlich waren, kann ich nicht an dem Zeugnis meiner eigenen Augen zweifeln.

Ein Mann, den ich in Njassaland kannte, ging später zur Jagd in das damalige Deutsch-Ostafrika. Er streckte bei einer Gelegenheit einen guten Elefanten nieder und schrieb mir einen langen Bericht darüber, wie er zwei Tage lang nicht an ihn herankommen konnte, weil die Herde in der Nähe des toten Tieres blieb. Er sagte, dass sie ständig mit den Stoßzähnen gegen ihn stießen und ihn streichelten, um zu versuchen, ihn zum Aufstehen zu bewegen, und in einem Zustand der Wut waren, wenn der Jäger und seine Männer versuchten, sich zu nähern.

Sie waren so unangenehm, dass er sie am ersten Tag im Besitz des Kadavers ließ. Am nächsten Tag kehrte er zurück und fand sie immer noch dicht bei der Leiche vor, also verließ er sie erneut und kam am folgenden Tag zurück, wobei er feststellte, dass sie schließlich endgültig abgezogen waren.

Ein Eingeborener erzählte mir von einem Fall, in dem ein Elefantenbaby in eine Wildgrube gefallen war und die Mutter es herauszog; und ich muss zugeben, dass ich die Geschichte damals eher bezweifelte, aber nachdem ich die eben erwähnten Fälle beobachtet hatte, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es doch nicht so unwahrscheinlich war.

Die Schwierigkeit liegt (wie bei abnormalen Messungen) in der Glaubwürdigkeit des Erzählers und seinen Fähigkeiten als Beobachter. Hätten Selous oder Stigand mir von diesen Vorfällen erzählt, hätte ich ihnen sofort geglaubt, denn sie waren beide exzellente Beobachter und absolut vertrauenswürdig. Dasselbe gilt für Neumann, den größten

Elefantenjäger, der je lebte, sowie für einen sehr fähigen Naturforscher in Bezug auf die Gewohnheiten des Großwilds. Aber es gibt einige andere, die einem manchmal mehr auftischen, als man auf einen Bissen schlucken kann.

Wenn ein Elefant durch einen Kopfschuss fällt, ist es kein ungewöhnlicher Vorfall, dass der Jäger ihn liegen lässt und den anderen nachgeht. Bei seiner Rückkehr an den Ort stellt er fest, dass ein scheinbar totes Tier verschwunden ist. Selous, Stigand und andere haben von solchen Vorkommnissen berichtet. Wenn irgendein Zweifel besteht, ob das Tier verendet ist, besteht die einzige Möglichkeit darin, einen weiteren Schuss abzugeben. Die beste Stelle hierfür ist dort, wo der Hals auf den Kopf trifft, wenn das Tier auf der Seite liegt. Wenn es in einer knienden Position ist, ist die Ohröffnung, wenn man leicht dahinter steht, der richtige Ort.

Um für einen Moment zu Vorfällen tierischer Zuneigung zurückzukehren: Ich erinnere mich, wie ein Welpe in einen Bach geworfen wurde, um zu sehen, ob er schwimmen könne. Ein anderer Hund, nicht verwandt mit dem Welpen, sah ihn scheinbar ertrinken, sprang sofort hinein und brachte ihn an Land.

Noch ein Fall. Als ich Passagier auf einem Dampfer im Hafen von Kilindini bei Mombasa war, lag ein anderes Schiff, ein Liner der British India, ganz in der Nähe. Ein anderer Mann und ich bemerkten, dass sich an Bord dieses Schiffes eine Menagerie von Tieren befand, die herumstanden oder in Käfigen auf einem Unterdeck untergebracht waren, wo sie für uns gut sichtbar waren. In einem großen Käfig befanden sich zwei ausgewachsene Löwen, ein großer Hund wie eine Deutsche Dogge und ein Foxterrier; wahrlich eine sonderbare Sammlung, die ein Abteil bewohnte. Ich nehme an, die Hunde und Löwen waren zusammen aufgezogen worden, seit letztere Jungtiere waren. Ein Wärter kam mit einem Korb Fleisch vorbei, teils roh für die Löwen, die andere Hälfte gekochtes Fleisch und Knochen für die Hunde. Er warf das Fleisch für die Löwen in die Ecken und gab den Hunden ihr Futter nahe an den Gitterstäben des Käfigs. Die Löwen verschlangen bald ihren Anteil, und einer kam auf den Foxterrier zu und machte den Versuch, ihm seinen Knochen wegzunehmen. Wie ein Blitz war die Dogge an seiner Kehle und hinderte ihn nicht nur daran, den Knochen zu nehmen, sondern trieb ihn in seine Ecke zurück.

Wir sahen dies ganz deutlich, und ich bemerkte, dass wir es wahrscheinlich nicht geglaubt hätten, wenn man uns von einem solchen Vorfall erzählt hätte. Man wird uns jetzt möglicherweise bezweifeln, da ich die Geschichte anderen erzähle, aber es geschah genau so, wie ich es geschrieben habe. Die Löwen waren als Junge zweifellos von dem großen Hund eingeschüchtert worden und hatten ihre Furcht vor ihm bewahrt. Es muss so gewesen sein, sonst hätten die Besitzer eine so seltsame Sammlung nicht zusammen eingesperrt.

Mehrmals habe ich gesehen, dass der Gefährte eines geschossenen Tieres sich weigerte wegzulaufen, und einmal kam ein Oribi und leckte seinen Gefährten ab, als dieser tot da lag. Ich muss nicht erwähnen, dass ich diesen Schuss noch einige Zeit danach bedauerte. Viele solcher Fälle sind belegt, sodass ich nicht den geringsten Grund sehe, warum Elefanten nicht gelegentlich Zuneigung zeigen sollten.

Elefanten sind vorsichtig auf zweifelhaftem Boden, und ich sah sie in Assam manchmal die Überquerung einer Brücke verweigern. Wenn sie an eine herankamen, senkten sie ihre Rüssel und schienen daran zu schnüffeln. Der Führer versuchte nie, sie hinüberzuzwingen, sondern gab ihnen einen Stoß mit seinem Knie, damit sie zum Grund der Schlucht oder des Baches gingen. Der Mahout (Führer) lenkt alle ihre Handlungen mit dem Druck seiner Knie und dem Treibstachel, den er benutzt. Wenn ein Tier sich

schlecht benimmt, kann dies eine grausame Waffe sein, wenn sie in seinen Kopf und Hals gestoßen wird, und Elefanten fürchten sie sehr, da sie extrem empfindliche Tiere sind.

Der afrikanische Elefant schluckt beim Trinken in Bächen oder beim Fressen von Ameisenhügel-Schlamm wegen des darin enthaltenen Salzes manchmal Steine, und ich habe bei mehreren Gelegenheiten Steine in ihren Mägen gefunden. Der Friedensrichter in Dedza, Zentral-Angoniland, zeigte mir 1903 eine Anzahl rauer Steine, die seine Eingeborenen im Magen eines Elefanten gefunden hatten, den er geschossen hatte. Danach ließ ich meine Männer immer den Magen jedes von mir getöteten Elefanten untersuchen; und bei fast allen wurden Steine gefunden, gewöhnlich ein Dutzend oder so, aber einmal so viele, wie einen kleinen Eimer gefüllt hätten. Diese gezackten Felsstücke waren etwa so groß wie Walnüsse, obwohl ich einmal eines so groß wie eine große Orange fand.

Als ich bei einer Gelegenheit bei Mr. F. C. Selous zu Gast war, erzählte ich ihm davon, und er erwiderte, er habe noch nie von dieser Gewohnheit bei Elefanten gehört, und er war sehr daran interessiert, etwas herauszufinden, das er über sie noch nicht wusste. Wie der Magenkies, den Vögel fressen, werden diese Steine wahrscheinlich geschluckt, um die Verdauung zu unterstützen.

In der Trockenzeit, wenn das Wasser ziemlich knapp ist und Elefanten am meisten gejagt werden, legen sie weite Strecken zwischen ihren Tränkplätzen zurück. Manchmal besuchen sie denselben Tümpel nicht zwei Nächte hintereinander, da sie festgestellt haben, dass dies gefährlich ist. Wenn sie nachts trinken, können sie sehr laut sein, und man hört sie laut trompeten und alle Arten von Rumpeln und Gurgeln von sich geben. Manchmal sind sie extrem durstig, wenn sie das Wasser erreichen, und diese Laute drücken wahrscheinlich ihre Freude aus. Sie trinken eine große Menge Wasser und scheinen in der Lage zu sein, es in einem Nebenmagen zu speichern, denn wenn sie heiß und müde sind, ziehen sie es heraus und spritzen es auf ihren Körper. Gewöhnlich trinken sie in heißem Wetter allnächtlich, und sofern es nicht ziemlich kühl war, bezweifle ich, ob sie oft eine Nacht ohne Wasser verbringen.

Wenn Elefanten erschöpft sind und unter den Auswirkungen großer Hitze leiden (und die Sonnenstrahlen können zeitweise schrecklich sein), kann ein guter Läufer sie manchmal einholen, nachdem sie geflohen sind. Selous erwähnt, dies getan zu haben, als er jung und geschmeidig war; aber es muss eine aufreibende Arbeit gewesen sein, wenn man ein schweres Gewehr und dessen Munition trug. Ryan erzählte mir, er habe einmal Elefanten gejagt, als sie nach seinem ersten Schuss davongestürmt waren, und sie wieder eingeholt. Wie Selous war er ein exzellenter Läufer und ein sehr zäher Jäger. Wenn man auf diese glücklichen Tage im afrikanischen Busch und die Gemeinschaft mit Freunden ähnlichen Geschmacks zurückblickt, vergisst man die Strapazen und Fieber und kann nur dankbar sein, dass das Schicksal es einem ermöglichte, Afrika und sein natürliches Leben zu sehen, bevor der Fluch namens „Zivilisation“ den Zauber der Verzauberung brach.

KAPITEL II: DAS FÄHRTENLESEN UND SCHIESSEN DES ELEFANTEN

Im November 1906 lagerte ich bei Katemas Dorf am Rukusi-Bach in Nordostrhodesien. Dieses kleine Dorf lag in einem ruhigen Teil dessen, was damals ein sehr gutes Land für Elefanten und anderes Wild war. Die Eingeborenen bezogen ihr Wasser aus verstreuten Felstümpeln und indem sie Löcher in das sandige Bett des Baches gruben, und Elefanten

kamen in Scharen zu Tümpeln innerhalb weniger Meilen um das Dorf, um nachts zu trinken.

Eines Morgens wurde ich durch das Krähen der Hähne geweckt, und ferne Geräusche derselben Art zeigten, dass es andere menschliche Behausungen am Rukusi gab. Ich habe gelesen, dass das Hahnenkrähen am Morgen quer durch Afrika von Ost nach West geht, aber ich glaube es nicht, da es weite Räume unbewohnten Landes gibt, über die die Rufe unmöglich tragen könnten.

Kurz nachdem ich erwacht war, kam mein „Boy" mit der morgendlichen Tasse Tee zum Zelt und sagte, während er sein grinsendes Gesicht in den Zeltschlitz steckte: „Macucha, bwana" (Es ist dämmerig, Herr).

Es dauert nicht lange, sich im Camp anzuziehen und in das Khaki-Hemd und die Shorts zu schlüpfen, gefolgt von einer Wäsche in der Schüssel auf einer Kiste direkt vor dem Zelt. Das Rasieren wird für später aufgehoben, denn es gibt wenig Zeit zu verlieren; und es ist sehr frostig, da die Nächte kalt und feucht sind. Jedes Blatt und jeder Grashalm glitzert von Tautropfen, die, wenn die Sonne sie berührt, wie polierte Bajonette glänzen. Wenn man keinen Überzieher oder eine Tweedjacke hat, ist eine warme Decke vom Bett ein Trost, während man weiteren Tee sowie einige Eier und Scones zu sich nimmt. Die meisten Leute denken, Zentralafrika sei immer heiß, aber es kann sich für jeden, der viel Fieber hatte, bitterkalt anfühlen, denn es löst das „Zittern" (Schüttelfrost) aus. Obwohl viele Menschen zu einer so frühen Stunde nicht hungrig sind, ist es ein guter Plan, etwas zu essen, bevor man zu einem langen Marsch durch den Busch aufbricht.

Drei oder vier kleine Eier, die man den Dorfbewohnern für jeweils einen Teelöffel Salz abkauft, helfen dabei, einen bei Kräften zu halten; und ich trank immer reichlich Tee mit viel Zucker, da ich an die stärkenden Eigenschaften von Zucker glaubte.

Wenn der Jäger bereit ist, füllen die Männer, die ihn begleiten, die Kalebassen mit Wasser und legen oben einige Blätter darauf, um es kühl zu halten. Bananen- oder Pisangblätter sind dafür am besten geeignet. Es ist auch ein guter Plan, ein Stück davon in die Krone seines alten Doppel-Terai-Hutes zu legen, denn die Sonne im September, Oktober und November kann schrecklich sein.

Dann vergewissert sich der Jäger, dass er genügend Patronen in seiner Tasche hat, die er seinem Gewehrträger zusammen mit der Kamera, der Wasserflasche und dem Fernglas übergibt – falls er dieses benötigt, denn bei der Elefantenjagd braucht man es nicht oft.

Der einheimische Fährtenleser Mafumba trägt nichts als einen Speer oder eine Axt, da er den Großteil der Spurensuche übernimmt und daher mit leichtem Gepäck reisen sollte. Neben den zwei Männern, die die Wasserkalebassen tragen, hat ein weiterer einen einheimischen Korb mit einem kleinen Kessel, einer Emailletasse sowie etwas Tee, Zucker und Keksen oder Scones dabei. Ein paar Bananen oder Pisangs sind nützlich, ebenso wie ein paar Streifen Biltong oder Trockenfleisch, falls es notwendig sein sollte, auf der Fährte zu schlafen, wenn man von der Nacht im Busch überrascht wird.

Gerade als die Sonne über den östlichen Horizont lugt, verlässt die Gruppe das Lager und folgt zunächst einem Pfad, der zum Bach führt. Dort findet man wahrscheinlich einen weiteren Pfad oder Wildwechsel, die am Wasserlauf entlangführen. Jetzt ist es an der Zeit, den Wind zu prüfen, denn seine Richtung ist das wichtigste Merkmal des Tages. Dazu habe ich festgestellt, dass ein kleiner Kattunbeutel, gefüllt mit feinem Mehl, das beste Mittel ist. Ich habe auch Daunenfedern verwendet, aber wenn man sie in die Tasche steckt, verklumpen sie; Mehl ist am besten.

Die Eingeborenen nehmen zur Windprüfung oft eine Handvoll feinen Sand und lassen ihn fallen, aber das reagiert nur auf eine ordentliche Brise. Ein weiteres Mittel, um den Luftzug zu finden, ist es, etwas trockenes Gras klein zu reiben und aus der Hand rieseln zu lassen. Ein Raucher hat seine Pfeife, was der beste Test von allen ist.

In den erwähnten Monaten ist der Wind gewöhnlich sehr wechselhaft und böig, denn die große Hitze des Bodens, besonders in felsigem Gelände, scheint kleine Wirbelwinde zu erzeugen, die herbeifegen und Blätter, Gras, Staub und sogar kleine Zweige aufwirbeln. Sie formen sich zu einer rasenden Spirale und steigen bis in große Höhen auf. „Staubteufel" werden sie genannt. Es ist äußerst ärgerlich, wenn man sich nach einem langen, staubigen Marsch einem Elefanten nähert, dann einen Windhauch im Nacken spürt und sieht, wie das Tier den Schwanz hebt und davonstürmt.

Nachdem wir eine Strecke am Rukusi entlanggegangen waren, kamen wir zu einem Tümpel in den Felsen, der von Bäumen überhangen war. Da die Ufer weich und sandig waren, hatten wir uns alle ohne viel Lärm genähert. Als ich den Sand absuchte, um zu sehen, ob Elefantenfährten vorhanden waren, erblickte ich unter einem Busch eine Bewegung, die ich für einen Python hielt. Plötzlich, wie ein Blitz, sprang ein Leopard das Ufer hinauf, floh in das hohe Gras und verschwand. Es sind schwierige Tiere, um zum Schuss zu kommen, obwohl ich gefeuert hätte, wenn ich eine Chance gehabt hätte. Es gibt nur zwei Tiere, die mich dazu bringen würden, während der Elefantenjagd zu schießen, und das sind Löwe und Leopard, weil man sie so selten vor das Korn bekommt.

Unterwegs hatten wir verschiedene Wildarten gesehen, wie Kudu, Wasserbock, Pferdeantilope und Zebra; aber ich dachte nicht daran, auf eines von ihnen zu schießen.

Ich schätze, wir waren etwa zwei Stunden marschiert, bevor wir fanden, was wir suchten – die Fährte eines guten Elefantenbullen. Endlich fanden wir im Sand eine Stelle, an der einer in der Nacht getrunken hatte. Dicht bei demselben Tümpel waren die Spuren eines Nashorns, und ich fragte mich, ob sie sich hier in der Dunkelheit getroffen hatten und was sie wohl zueinander sagten!

Die fünf Männer löschten ihren Durst, und da dieses Wasser sauberer erschien als das Zeug, das ich aus dem Dorf mitgebracht hatte, ließ ich die Kalebassen leeren und neu füllen.

Nun begann das eigentliche Geschäft des Tages, und es versprach eine heiße Angelegenheit zu werden, da die Sonne von einem wie aus Erz gegossenen Himmel herabbrannte. Die Bäume tief im Busch waren zu einem düsteren Grau verdörrt, und über dem glühenden Sandboden schien die Luft vor intensiver Hitze zu flimmern und zu tanzen. Der Gewehrlauf war so heiß, dass er meine Hände beim Berühren verbrannte, und die Ledersohlen meiner Stiefel waren unangenehm warm.

Alle Männer waren barfüßig, außer meinem Gewehrträger, der ein Paar Sandalen aus Kudu-Bullenleder trug; aber die anderen schienen sich überhaupt nicht unwohl zu fühlen. Der Fuß eines Eingeborenen ist von gut einem Viertelzoll solider Epidermis bedeckt; und bei heißem Wetter habe ich gesehen, dass ihre Fußsohlen ganz rissig waren, nicht unähnlich dem unteren Teil eines Elefantenfußes, nur natürlich in viel kleinerem Maßstab. Wenn sie unvorsichtig oder müde sind, stoßen sie oft mit den Zehen gegen Baumstümpfe oder Steine und schlagen sich einen Nagel glatt ab, um dann die Wunde mit einem Stück schmutzigen Lumpens zu umwickeln. Warum sie nicht öfter an Blutvergiftung sterben, hat mich oft gewundert; aber es ist bemerkenswert, wie unempfindlich sie gegenüber septischen Infektionen sind.

Mafumba las die Fährte gut, doch die Windungen des Elefanten führten anfangs durch sandiges Gelände, wo die Spuren deutlich zu sehen waren. Gelegentlich hatte er angehalten, um einen verlockenden Bissen von einem Baum zu pflücken, an dem er vorbeigekommen war – ein gutes Zeichen, denn es zeigte, dass er in keiner Weise erschreckt oder argwöhnisch war.

Es ist oft möglich, an der Fährte zu erkennen, wie sich ein Tier fühlt; denn wenn er auf einen alten Elefantenpfad gelangt und kräftig ausschreitet, ist er wahrscheinlich auf eine weite Reise aus. Die übliche Gangart eines Elefanten liegt bei etwa sechs Meilen pro Stunde, aber er kann wahrscheinlich zehn Meilen in derselben Zeit zurücklegen, ohne in den Laufschritt zu verfallen, denn er hat einen gewaltigen Schritt, wenn er will.

Wir fanden eine junge Puffotter, auf die dieser Elefant getreten war – flachgedrückt, wie sie in erstarrtem Zustand auf dem Pfad gelegen hatte. Dies ist ein ungewöhnlicher Vorfall, da sie bei ihren kolossalen Bewegungen nicht oft kleines Tierleben töten. In meinem vorigen Kapitel habe ich die wunderbaren Pfade erwähnt, die die Elefanten in diesem Distrikt angelegt hatten und wie lange diese bereits genutzt wurden. Die ständige Reibung über Zeitalter hinweg hatte sogar den flachen Fels markiert, den sie manchmal auf ihren Wanderungen überquerten. In der Regenzeit werden ihre Füße sandig, was wahrscheinlich diesen Verschleiß verursacht, den man an bestimmten Stellen, an die ich mich erinnere, bemerken kann.

Gegen ein Uhr schienen wir nicht viel näher zu kommen, also beschloss ich, den Männern und mir eine Rast zu gönnen, da die Hitze übermäßig war. Ich setzte mich in den Schatten hinter den Stamm eines großen Baumes, bis die Männer ein oder zwei Bündel trockenes Gras geholt hatten, die sie gegen eine Seite eines großen Busches lehnten, um mir besseren Schatten zu spenden. Ein Feuer war bald entfacht und der kleine Kessel aufgesetzt; ich gab jedem der Männer eine Tasse Wasser, denn wie ich waren sie sehr durstig.

Es ist eine große Anstrengung für die Augen, der Elefantenfährte zu folgen, da das ständige Gleißen zeitweise blendend wirkt. Manche Eingeborene ermüden schnell und neigen dazu zu sagen, dass es zwecklos sei, weiterzugehen; aber Mafumba, obwohl nicht der beste Fährtenleser, den ich gesehen habe, war ein beharrlicher Typ, der nie vorschlug aufzugeben, wenn die Arbeit mühsam wurde. Das ist das beste Temperament für einen Fährtenleser.

Nach etwa einer halben Stunde Rast gingen wir weiter, und ich wies die Männer mit dem Wasser und dem Korb an, weit zurückzubleiben, da sie zum Schwatzen neigen. Wenn ein Eingeborener einem Mann, der nur wenige Fuß neben ihm geht, eine Bemerkung macht, schreit er oft laut genug, um eine halbe Meile weit gehört zu werden. Man muss manchmal anhalten und einen Verweis erteilen, bei dem das Wort „Kalaile“ (Sei still!) nötig ist.

Ich bemerkte, dass viele knusprige Blätter herumlagen, die beim Drauftreten wie ein Pistolenschuss knallen. Im Moment ist mir der Name des Baumes entfallen, von dem sie fallen. Wenn sie herabfallen, rollen sie sich beim Trocknen ein und werden steif und hart. Sie sind ein großes Hindernis beim Anschleichen an Antilopen, und auch ein Elefant wird sie knacken hören, wenn man recht nah ist. Das Blatt ist wie die Hälfte einer Saubohnenhülse, nur nicht ganz so lang. Stöcke und Schilfstängel knacken ebenfalls, wenn sie trocken sind, daher muss man vorsichtig sein, wenn man sich irgendeiner Art von Wild nähert, um nicht auf solche Dinge zu treten, sonst erschrickt das Wild und stürmt davon.

Elefanten pflücken oft Blätter, wenn sie an Bäumen vorbeikommen oder darunter herziehen, und einige davon lassen sie nach dem Kauen fallen. Solche Überreste sind ein guter Hinweis auf die Zeit, die seit ihrem Verbleiben verstrichen ist; man muss jedoch beachten, wo sie liegen, um die Zeit annähernd einzuschätzen. Wenn sie im Schatten liegen, bleiben sie viel länger feucht als in der Sonne; diese Fakten müssen also berücksichtigt werden. Dieselben Punkte gelten für das Alter des Kots, und diese natürlichen Ablagerungen sind der beste Wegweiser von allen. Ein guter einheimischer Fährtenleser untersucht diese Klumpen sorgfältig, die übrigens, wie ich erwähnen darf, 7 mal 5,5 Zoll messen, wenn sie von einem Elefantenbullen stammen. Der Kot der Kühe ist viel kleiner. Als ich Notizen für das Buch über Fährten sammelte, vermas ich viele dieser „Hinterlassenschaften“ und stellte fest, dass die obigen Maße ein guter Durchschnittswert waren.

Seit unserer Rast und dem Tee, der mich immer wunderbar erfrischte, kamen wir besser voran und schienen den Elefanten allmählich einzuholen, da der Kot, den er hinterließ, innen noch ganz warm war, wenn der Fährtenleser ihn mit den Füßen aufbrach. Das Gelände war seit einigen Meilen ansteigend, und wir näherten uns der höchsten Erhebung. Als wir dort ankamen, sahen wir unter uns ein langes Tal und einige grüne Bäume, was darauf hindeutete, dass irgendwo Wasser sein musste. Sobald sie die grüne Vegetation sahen, sagten die Männer: „Er wird dort sein“; und ich dachte, sie hätten wahrscheinlich recht. Ich schätze, wir hatten gute sechzehn Meilen rauen Geländes zurückgelegt, seit wir das Lager verlassen hatten; und nach dem Stand der Sonne zu urteilen, würden wir höchstwahrscheinlich draußen schlafen müssen, was in der Trockenzeit kein großes Leid war, solange wir die Mittel hatten, ein Feuer zu machen. Ich verließ das Lager nie ohne eine Schachtel Streichhölzer in der Tasche und hatte gewöhnlich ein Vergrößerungsglas in einer Tasche an meinem Gürtel.

Da der Weg nun leicht bergab führte, wurde es einfacher, und wir waren alle optimistischer, den Elefanten zu sehen, obwohl noch nichts in Sicht war. Dann gelangten wir in ein großes Stück hohen Grases, das von den Feuern verschont geblieben war, die das meiste dichte Zeug weggeräumt hatten; ich hoffte, er würde durch diese Deckung ziehen, da Waldland in jeder Hinsicht vorzuziehen ist.

Mafumba ging auf einem gut ausgetretenen Elefantenpfad voraus und ich folgte ein paar Schritte dahinter mit meiner .256 Gibbs-Büchse, als ich sah, wie er sich duckte und seine Hand nach hinten hielt, während er ständig mit den Fingern schnalzte. Er hatte natürlich den Elefanten gesehen, und kurz nachdem er anhielt, hörten wir ein tiefes Grollen, das wie ein Alarmton klang. Das Gras war 10 bis 12 Fuß hoch, und ich konnte nichts sehen, als ich zu Mafumba aufschloss; es schien, dass das Tier sich entfernt hatte, denn der Fährtenleser deutete nach links herum. Glücklicherweise waren wir nahe am Rand des Grases, also folgten wir sehr vorsichtig, und ich begann, den Wind mit meinem Mehlbeutel zu prüfen. Er schien stetig zu sein, daher denke ich, dass der Elefant uns gehört und nicht gewittert hatte. Etwas zu hören vertreibt sie selten so schnell wie das Wittern von Menschen, da sie daran gewöhnt sind, anderes Wild zu hören.

Es war furchtbar heiß und wir waren alle schweißgebadet; da ich den Großteil des Tages durch abgebranntes Land gegangen war, war ich schwarz wie ein Schornsteinfeger. Als wir aus dem Gras heraustraten, sahen wir den Elefanten unter einem Baum stehen, fast uns zugewandt und in einer sehr schlechten Position für einen Kopfschuss; also tauschte ich die .256 gegen meine einläufige .400 Jeffery aus, die mein Gewehrträger Mashila den ganzen Morgen getragen hatte.

Ich schoss dem Elefanten in die Brust, etwas seitlich versetzt, da er schräg stand, und er sackte unter der Wucht des 400-Grain-Vollmantelgeschosses fast auf die Hinterhand zusammen. Er erholte sich jedoch und begann, sich nach rechts zu bewegen, also bombardierte ich seinen Kopf mit der Mannlicher, die ich nach dem ersten Schuss ergriffen hatte. Eine dieser winzigen Kugeln erwischte sein Gehirn, denn er fiel tot in seiner Fährte um, und die Sache war erledigt. Seine Stoßzähne wogen später 44 und 46 lbs und maßen etwas über 5,5 Fuß.

Nachdem wir eine Zeit lang beim Kadaver geruht hatten, machten wir uns auf die Suche nach Wasser, da in einer der Kalebassen nur noch wenig übrig war. Keiner der Männer schien diesen Teil des Landes besonders gut zu kennen, obwohl Mafumba sagte, er sei vor langer Zeit hier gewesen. Ich glaube, er muss eine dunkle Ahnung in seinem Unterbewusstsein gehabt haben, denn er steuerte auf ein Bambusdickicht in etwa einer Dreiviertelmeile Entfernung zu, und tatsächlich fand er einen kleinen Bach, der kaum mehr als ein Rinnsal war, aber es reichte aus. Die Männer hoben ein Loch aus und stauten es auf; dann füllten wir die Kalebassen und den Kessel und gingen zu den Bäumen. Ich mag ein Lager in der Nähe von Bambus nie besonders, denn falls eine Brise aufkommt, quietschen sie die ganze Nacht, was durch das Reiben der Stämme aneinander verursacht wird.

Die Männer machten sich nun daran, Gras für einen Unterstand zu holen, und sammelten auch genug Brennholz für die Nacht, was einfach war, da viele tote Äste herumlagen. In den Distrikten, in denen ich gejagt habe, gab es nie große Schwierigkeiten, Holz zu finden, da in solch waldreichem Land viele tote Zweige und Bäume zu finden sind.

Ich gab den Männern die Erlaubnis, ein großes Stück vom Rüssel des Elefanten abzuschneiden, und sie verbrachten den Abend und bis weit in die Nacht hinein damit, enorme Mengen an zähem Fleisch zu kauen. Ich habe nie gewogen, was ein Eingeborener bei einer Mahlzeit verdrücken kann, aber ich liege nicht weit daneben, wenn ich sage, dass ein gesundes Exemplar 12 lbs Fleisch verschlingen kann, ohne Schaden zu nehmen. Wenn sich dies jedoch oft wiederholt, können sie vom Fleischessen fast wie betrunken werden.

... der Pillen (nicht nach Dr. Livingstone benannt) sind nützliche Dinge für die Hausapotheke, die in meinem Fall aus einer alten Zigarrenkiste bestand.

Am nächsten Tag wanderten wir in der Morgenkühle nach Hause, nachdem wir eine recht angenehme Nacht verbracht hatten – abgesehen vom klagenden Geheul mehrerer Hyänen, die das Fleisch gewittert hatten. Sie hatten ein großes Stück vom Rüssel abgerissen, dort, wo er angeschnitten war, aber sie hatten weder die Stoßzähne beschädigt noch es geschafft, ihre starken Zähne durch irgendeinen anderen Teil der Anatomie des Elefanten zu schlagen.

In der Nähe des Dorfes trafen wir einige Männer mit Äxten und Messern, die auf dem Weg nach draußen waren, da sie offenbar wussten, dass es dort totes Fleisch gab. Wie sie das herausfanden, kann ich nicht sagen, es sei denn, sie hatten Geier am Himmel kreisen sehen, nachdem wir den Kadaver verlassen hatten. Keiner aus meiner Gruppe war vor mir aufgebrochen, sie hatten also gewiss keine Nachricht erhalten. War es Busch-Telepathie?

Gegen elf Uhr erreichte ich das Zelt, schickte die meisten meiner Träger los, um das Fleisch hereinzuholen, und Mafumba ging mit ihnen zurück, um sicherzustellen, dass die Stoßzähne ordnungsgemäß entfernt wurden. Nach etwa einer Woche lassen sich

Stoßzähne gewöhnlich herausziehen, bedingt durch die Fäulnis des weichen Gewebes; aber ich zog es immer vor, sie herausschneiden zu lassen, um Beschädigungen und Ärger wegen Diebstahls zu vermeiden.

Ich werde nun den Schauplatz in einen anderen Teil des Landes verlegen und dabei nicht versuchen, streng chronologisch vorzugehen, sondern Erlebnisse einfach so erwähnen, wie sie mir in den Sinn kommen. In einem so schmalen Band wäre es unmöglich, viele detaillierte Jagdberichte zu geben, und in meinen Tagebüchern steht vieles, was sich nicht ausschließlich auf Elefanten bezieht.

Gegen Ende der Trockenzeit (oft die „kalte Zeit" genannt) im Jahr 1905 lagerte ich bei Kazembis Dorf, unweit des Luangwa-Flusses. Dieses Dorf liegt (wie andere auch) in dem breiten Tal zwischen jenem Fluss und der Muchinga-Bergkette, die über eine große Distanz parallel zum Fluss verläuft. Ich kopiere hier, was ich damals schrieb, da dies meiner Meinung nach interessanter ist, als meine Erlebnisse neu zu formulieren.

5. Oktober 1905. – Kam in Kazembis Dorf an, fand ihn jedoch nicht vor, da ein Verwandter in einem anderen Dorf gestorben war. Die Hitze ist furchtbar, aber das ist nur zu erwarten, da dies die heißeste Zeit des Jahres in dieser Gegend ist. Sah einige Elefantenfährten, die den Pfad kreuzten; wahrscheinlich zwei Tage alt.

Meine letzte Dose Kondensmilch fand ein jähes Ende, dabei hatte ich sie erst heute Morgen geöffnet. Mein hellköpfiger und „grüner" Koch hatte sie, anstatt sie fest in eine Ecke der Kiste zu klemmen, lose in einen Korb gelegt, wo sie umkippte. Der nächste Ort, an dem man Dosenmilch kaufen kann, ist über einhundertfünfzig Meilen entfernt, also werde ich mir eine Ziege als „Amme" besorgen müssen.

Tsetsefliegen gibt es unzählige, und ich hoffe um der Männer wie um meiner selbst willen, dass sie nicht mit dem Keim der „S.S." (Schlafkrankheit) beladen sind. Unterwegs auf dem Pfad mussten wir alle Zweige benutzen, um uns die Teufel vom Leib zu halten; ich wünschte, ich hätte einen Zebraschwanz mitgebracht. Die Männer schlugen sich ständig auf den Rücken, also ging ich hinter ihnen statt vorneweg, um die Fliegen zu beobachten. Ein Mann schien ein besonderer Favorit zu sein, also reihte ich mich direkt hinter ihm ein und erklärte ihm, warum. Ich zählte zeitweise bis zu achtundzwanzig Fliegen auf seinem Rücken, und ich hatte selbst auch welche. Sie lassen sich lautlos nieder, und man spürt sie erst, wenn sie ihren Stachel einführen; dann aber gewaltig. Dieser Mann dachte jedoch offensichtlich, ich sei interessiert, und unterließ das Schlagen, bis ich ihn anwies, es zu tun. Ich fand das nett von ihm. Diese Fliegen waren die gewöhnliche Tsetse (*Glossina morsitans*) und nicht *G. palpalis*, die als einzige Überträgerin gilt; wobei ich glaube, dass *morsitans* das Kunststück wahrscheinlich ebenfalls fertigbringt. Ich sollte erwähnen, dass „Kazembi" hier wohl das Wort für Tsetse ist, obwohl die Eingeborenen meist ein „m" einfügen und „Kamzembi" sagen. Kazembi, der Dorfälteste, ist also in der Tat sehr passend benannt.

Da mein Teevorrat knapp wird, muss ich sparen, indem ich die Blätter trockne und sie ein zweites Mal aufbrühe. Es mag noch zum dritten Mal kommen, bevor ich Nachschub bekomme.

War am Abend draußen, um zu versuchen, Fleisch zu bekommen, da die „Boys" alles Puku-Fleisch, das ich vom Luangwa mitbrachte, „verschlungen" haben. Sah Wasserböcke, Pukus und Impalas; erlegte einen der ersteren für die Eingeborenen und einen Impala für mich selbst, da Wasserbock zu viel Kauen erfordert.

Zusätzlich zu diesen abscheulichen Tsetse gibt es Myriaden von Moskitos; dies ist also ein recht „kribbeliger" Ort. Jeder Bach, den man hier sieht, ist voll von jenem üblen Schilf, das die Eingeborenen „Mataiti" nennen. Jeder Halm dieses widerwärtigen Zeugs hat eine Spitze wie eine Nadel; das ist schmerzhaft für nackte Beine und Arme und gefährlich für die Augen.

9. Oktober. – Gestern Abend nach dem Essen saß ich zusammen mit Chikamagombe, einem exzellenten Elefantenfährtenleser, der hier lebt, und unterhielt mich mit ihm. Ich habe ihn zu für ihn guten Bedingungen engagiert, damit er für mich fährtenliest. Er sagt, dass einige stattliche Bullen nachts zum Nyamazi-Bach kommen; er rät mir, ein paar Meilen weiter zu N'dombos Dorf zu gehen, also werde ich gegen vier Uhr aufbrechen, wenn die Sonne kühler wird.

N'dombos Dorf. Abend. – Verließ Kazembi um halb vier nachmittags und kam kurz nach sechs hier an. Es sollen etwa zehn Meilen sein, die Männer waren also gut unterwegs. Bestialisch heiß, aber der Pfad war recht flach und es gibt hier etwas weniger Tsetsefliegen.

10. Oktober. – Auf vor der Sonne. Kurz nachdem wir aufgebrochen waren, um nach Fährten zu suchen, kamen die Männer, die ich nach Nawalia geschickt hatte, mit meiner Post angerannt; sie enthielt mehrere Briefe von zu Hause und zwei Ausgaben des *Field*. Diese sind willkommen, da ich Selous' „Wanderings" wohl zum fünfzigsten Mal lese. Ich trage es auf jeder Tour bei mir; es ist mein „Vademecum" im Busch. Als er es schrieb, ahnte er wohl kaum, wie viel Freude es späteren Jägern bereiten würde.

Nachdem wir den Nyamazi-Bach überquert hatten, nahmen wir eine gute Fährte auf, aber der Elefant zog durch entsetzliches Zeug – dieses verfluchte Mataiti-Schilf. Dieser Teil des Landes wurde nicht gut abgebrannt; viele Stellen mit Gras und Schilf wurden vom Feuer verschont und sind völlig verfilzt und schwergängig unter den Füßen.

Eine Zeit lang geriet der Elefant in etwas besseres Gelände, das übliche leichte Waldland, und ich hoffte, er würde hier stehen bleiben, aber er zog erneut in das schwere Gras. Gegen zehn Uhr waren die Männer und ich ziemlich erschöpft und sehr durstig, also setzten wir uns für eine Viertelstunde nieder und tranken alle etwas lauwarmes Wasser. Ich verbrachte die Zeit damit, meine Briefe von zu Hause zu lesen, und wünschte mir, die Schreiber hätten sehen können, wo sie geöffnet wurden – und das schmutzige, verschwitzte, aschebedeckte Exemplar von Mensch, das sie lasst. Auch mein Gefolge hätte wohl Interesse erregt, mit ihren unbekleideten Körpern und den mit Stammeszeichen verzierten Gesichtern; wie die schottische Hausmutter einer Mädchenschule bemerken würde: „Das ist ja ein ordentlicher Haufen!"

Wieder ausgeruht nahm Chikamagombe die Fährte auf, und wir gingen langsam voran, denn die Spuren waren zeitweise schwierig, wenn sie in das verfilzte Gras gerieten, das an manchen Stellen von Elefanten so stark zertrampelt war, dass es schwerfiel, unsere Spur von anderen zu unterscheiden. Das Schlimmste an diesem verfilzten Gras ist, dass die Hufe auf der Erde darunter kaum Abdrücke hinterlassen.

Wir sahen viel Niederwild wie Wasserböcke, Pukus und Impalas; und ein aufgeregtes Warzenschwein stürmte davon und grunzte dabei wie ein Löwe. Einer der Männer dachte tatsächlich, es sei ein Löwe, denn er rief „M'kango", was bei den anderen ein Gelächter auslöste.

Kurz nach diesem Vorfall, während Chikamagombe mit gesenktem Kopf nach der Fährte suchte, sah ich direkt über seinem Kopf eine graue Masse, von der ich wusste,

dass es der Elefant war. Ich zischte den Männern hinter mir zu, und als ich mich wieder Chikamagombe zuwandte, sah ich, dass er immer noch weiterging. Der Elefant hatte sich kurz nach meiner Entdeckung leicht bewegt, und Chikamagombe war vielleicht etwas schwerhörig und hatte nichts bemerkt. Ich schlich mich heran, berührte ihn am Rücken, und wir hielten inne. Wir sahen nun, wie sich die Grasspitzen leicht bewegten, während der Elefant hindurchzog; also warteten wir ab, was er tun würde.

Ich hatte meine einläufige .303 getragen, und einer meiner Träger kam hinterher mit einer schweren Purdey-Doppelbüchse Kaliber 10 für Schwarzpulver – ein feines Gewehr seiner Art; aber ich bevorzugte immer ein kleines Kaliber, das ich gewohnt war, auf kleineres Wild zu führen. Der Qualm von Schwarzpulver ist in dichter Vegetation ein Ärgernis, da er oft hartnäckig stehen bleibt, wenn kein Wind ihn wegtreibt.

Wir gingen nun wieder vorwärts, und durch eine Lücke im Gras sah ich den Elefanten langsam vorbeiziehen. Sein Kopf bot ein so unsicheres Ziel, dass ich ihm in die Schulter schoss; er stieß ein tiefes Gruntzen aus, und in dem Ton dieses Gruntzens lag etwas, das mich sicher machte, dass er schwer verwundet war.

Als wir begannen ihm zu folgen, fragte ich mich, ob ich mit dem großen Kaliber sicherer wäre, entschied mich aber, bei dem kleinen Gewehr zu bleiben, da ich eine hohe Meinung von Präzision und Durchschlagskraft habe. Meiner Meinung nach ist ein sechs Fuß tiefer Einstich einer .303 Vollmantelkugel wahrscheinlich effektiver als die halbe Distanz mit einem größeren Geschoss; also blieb ich bei der Waffe, die ich am besten kannte.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass ich genug Patronen in den Taschen hatte, klemmte ich mir drei für den schnellen Gebrauch zwischen die Finger der linken Hand und ging voraus; Chikamagombe trug die 10er Purdey mit vier Patronen in der Faust. Die Deckung war so schlecht, wie ich sie für eine solche Aufgabe je erlebt habe, also bewegten wir uns sehr vorsichtig und langsam voran.

Ich schätze, wir waren etwa eine halbe Meile gegangen, als ich den Elefanten unter einem Baum stehen sah; er wirkte sehr krank, da er nun das dichte Gras verlassen hatte und in licht bewaldetes Gelände geraten war, was dem verfluchten Gras bei weitem vorzuziehen war. Er war etwa fünfzig Yards entfernt und stand leicht abgewandt, sodass ich wenig Zeit verlor und auf sein Gehirn schoss, indem ich knapp vor die Ohröffnung zielte. Er brach sofort krachend zusammen und rollte dann auf die Seite. Diese Kugel knackte laut, als sie seinen harten Schädel traf – genau so, als hätte sie einen Felsen getroffen.

Dann gingen wir zu einem schattigen Baum, und ich wies die Männer an, einige trockene Stöcke zu holen, um Wasser für Tee aufzukochen. Sie grinsten alle wie eine Truppe von Christy Minstrels und plapperten wie die Affen; denn sie sehen nie einen toten Elefanten, ohne über das glorreiche Gelage zu spekulieren, das ihnen bevorsteht. Die übliche Frage nach dem Fett kam auf; aber das lässt sich erst entscheiden, wenn das Innere sichtbar wird, da ein Elefant, der fett aussieht, fettlos sein kann, während ein hagerer Mengen ihres geliebten „M'futa" (Fett) besitzen kann.

Nachdem ich drei Tassen Tee geleert und die Eingeborenen eine große Wasserkalebasse geleert hatten, kehrten wir zum Lager zurück – Chikamagombe mit dem Schwanz und einige der anderen mit dem üblichen Brocken Rüssel, der von zwei Männern an einer Stange getragen wurde. Dieser Teil von Nordostrhodesien war einer der besten für Elefanten, und wer dorthin ging, hatte gewöhnlich Erfolg, denn zur Zeit, von der ich schreibe, gab es viele gute Stoßzahnträger. Heute mag das anders sein, denn Elefanten verlassen schnell Orte, an denen sie viel gejagt werden, und ziehen dorthin, wo sie vor Belästigung sicher sind.

Ich werde nun von einem weiteren Tag im selben Distrikt berichten und den Tod des massigsten Elefantenbullen beschreiben, den ich je geschossen habe; er war jedoch kein extrem hohes Tier. Auch seine Füße waren von mäßiger Größe, aber sein Umfang war enorm, wie der Leser beim Anblick des Fotos seines Kopfes feststellen wird.

16. Oktober 1905. – Ich fühlte mich heute Morgen nicht sehr fit, da ich letzte Nacht einen Anflug von Fieber hatte, gefolgt vom üblichen „Zittern". Dennoch ging ich hinaus und wurde dafür belohnt, denn ich schoss den massigsten Elefantenbullen, den ich bisher gesehen habe.

Die Sonne war bereits aufgegangen, bevor ich loskam – was später war als gewöhnlich. Wir hielten uns nach Westen, mit der herrlichen Muchinga-Kette direkt vor uns. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden gegangen waren und die Augen nach Fährten offengehalten hatten, hielt einer der Männer, der voraus war, plötzlich inne und deutete auf eine schwarz-graue Masse zwischen den lichten Bäumen. Ich sollte erwähnen, dass das Gras hier abgebrannt war, sodass das Land bis auf die verstreuten kleinen Bäume sehr kahl war.

Es gab dort Felsvorsprünge, und es war anfangs schwierig festzustellen, ob das dunkle Objekt ein Elefant oder ein Fels war. Wir erhaschten jedoch den Blick auf einen stattlichen Stoßzahn, was die Sache bald außer Zweifel stellte. Ich kam so nah wie möglich heran und sah, dass er ein Ungetüm war. Er schien argwöhnisch, und der Wind war nicht sehr beständig, da er immer wieder in Böen wehte. Da ich dachte, es sei besser, schnell zu schießen, legte ich mit meiner einläufigen .303 an einem Bäumchen auf und zielte auf seine Ohröffnung. Die Kugel traf, denn ich hörte den Knall des Aufschlags, und er stolperte vorwärts, fiel aber nicht um. Das war schlecht, also lud ich schnell nach und ... feuerte eine Zeit lang nicht mehr, da der Elefant hin und her schwankte und die ganze Zeit über schwer grunzte. Für einige Augenblicke sah er ziemlich bedrohlich aus, wandte sich dann aber ab, und ich schoss ziemlich tief auf seine Schulter. Er stürmte daraufhin so schnell er konnte davon, hatte aber keine fünfzig Yards zurückgelegt, als er mit einem gewaltigen Aufschlag auf die Knie sank. Ich wusste, dass er mein war und dass ich ihn mit dem letzten Schuss ins Herz getroffen hatte. Er unternahm verzweifelte Anstrengungen aufzustehen, während er ständig laut grunzte, also setzte ich ihm zwei Kugeln in die Ohröffnung, und er starb.

Sein Rüssel war beim Sturz unter seine Brust geraten und blieb trotz seiner heftigen Versuche, wieder auf die Beine zu kommen, in dieser Position.

Wir kehrten daraufhin in das Dorf zurück, wobei die Männer unterwegs sangen. Als wir ankamen, legte ich mich ins Bett, da ich vor Fieber zitterte, aber ich stand am Abend wieder auf, um diesen Bericht über einen aufregenden Tag niederzuschreiben.

Am Tag nach der Erlegung dieses stattlichen Elefanten ging ich hinaus, um beim Zerlegen und dem Entfernen der Stoßzähne zuzusehen, denn das Fieber hatte mich nach einer großen Dosis Phenacetin, gefolgt von Chinin, verlassen. Da eine Zerlegungsszene sehr amüsant ist, werde ich versuchen, einen Bericht darüber zu geben.

Wenn ein Elefant irgendwo in der Nähe eines Dorfes getötet wurde, strömen die Eingeborenen wie eine Wolke von Geiern zum Festmahl herbei. Der Ruf „Nyama" (Fleisch) erschallt bis zu den Feldern, und die dort Arbeitenden werfen ihre Hacken weg und stürzen sich auf ihre Fleischmesser. Diese Messer werden oft aus dem weichen Stahl- (oder Eisen-)Band hergestellt, das zum Binden von Handelsgütern verwendet wird. Sie nehmen ein Stück von 15 bis 18 Zoll Länge, wickeln etwas Haut oder einheimisches „Maluzi" (Bastfaden) um ein Ende, um den Griff zu formen, und reiben eine Schneide

auf einem Stein, bis sie scharf ist. Ein solches Gerät ergibt ein erstklassiges Messer zum Schneiden von Fleisch, aber da es weich ist, muss es häufig geschärft werden.

Dann machen sich die Männer auf den Weg in den Busch, und die Frauen folgen mit ihren Körben und dem dunklen Nachwuchs, der auf ihrem Rücken auf und ab hüpft und schreit. Wie sehr pflegte ich diese armseligen Kleinkinder zu bemitleiden, denn diese Fleisch-Feiertage waren kein Picknick für sie! Dennoch gehört viel dazu, einen Neger-Piccaninny umzubringen. Die ungewohnte Anstrengung ruft nicht nur Schreie des Unbehagens hervor (denn das Geschöpf ist so fest in ein Tuch oder Ziegenfell eingewickelt, dass man meint, es müsse flach wie ein Pfannkuchen gequetscht werden); sie scheint auch den Wunsch nach Nahrung anzuregen. Die Mutter lockert dann das Tuch und schwenkt es nach vorne, wo das Kind seine natürliche Nahrung erreichen kann; ich habe jedoch auch eine Mutter mit einer langen Hängebrust gesehen, die diese unter ihrer Achselhöhle zu ihrem Baby nach hinten reichte, was wie eine verbesserte Anordnung schien.

Sobald sie den Kadaver des Dickhäuters erreichen, drängen sie sich darum herum, nehmen aber selten selbst am Zerlegen teil, da es ein anerkannter Brauch zu sein scheint, dass dies die Arbeit der Männer ist. Wenn die Männer dann Brocken saftigen Fleisches abschneiden, schleudern sie diese ihren Frauen (sie haben meist mehr als eine) oder Töchtern zu; und hier beginnt der Spaß, denn mehrere alte Hexen stürzen sich auf den Brocken, und dann gibt es einen regelrechten Katzenjammer! Wer jemals Katzen in großer Zahl hat serenadieren hören, wird nichts Schlimmeres gehört haben als diese Frauen um einen verendeten Elefanten, denn es gibt nichts Vergleichbares für dieses „Gezeter" auf der Welt. Für mich war es oft unendlich viel amüsanter als die größte Farce, die man in einem Theater zu Hause sehen könnte.

Obwohl sie wie wahnsinnige Fischweiber schreien, kommen sie fast nie zu Schlägen; ich sah jedoch einmal zwei alte Hexen wie Furien um ein langes Stück Gedärm kämpfen. Der „Gummischlauch" riss, und beide fielen rücklings hin, wobei eine einen perfekten Purzelbaum schlug. Diese war über die Freudenschreie der Männer so erzürnt, dass sie einen Knobkerrie (Keule) aufhob und auf ihre Gegnerin losging, die wie ein verschrecktes Kaninchen in den Busch rannte, wenn es von einem Scotch Terrier gejagt wird.

Auch die Männer kämpfen selten, obwohl sie einander schubsen und drängen, um an die bevorzugten Leckerbissen zu gelangen. Sie hacken und schneiden wie Wahnsinnige, und gelegentlich gerät der eigene oder der Finger eines anderen in den Weg, aber das hält den Verletzten nicht lange auf. Wenn es ein wirklich schlimmer Schnitt ist, reißt er vielleicht ein Stück von seinem schmutzigen Lendentuch ab und wickelt den Finger ein, wobei er oft etwas Elefantenmist darauf gibt, um die Blutung zu stillen.

Einmal wurde in einem dichten Gedränge ein Mann, der ein Messer in unmittelbarer Nähe zum Hinterteil eines anderen hielt, hart gestoßen. Dieses Messer gehörte nicht zur Sorte aus weichem Stahlband, die gewöhnlich eine quadratische Spitze haben, sondern war ein scharf geschliffenes, einheimisches Gerät. Das Messer drang gut zwei Zoll tief ein, und der Leidende wurde zur Inspektion unter den schattigen Busch gebracht, unter dem ich saß. Ich ergriff sofort den Heft und riss es heraus. Der Mann gab lediglich ein zufriedenes Gruntzen von sich und stürzte zurück zum Elefanten, um nichts zu verpassen, was dort vor sich ging.

Wenn ein Elefant einige Stunden in der heißen Sonne gelegen hat – denn die Zerlegung findet meist am Tag nach der Erlegung statt –, schwillt der Körper beträchtlich an, da sich Gase im Magen und im Darm bilden. Wenn die Eingeweide punktiert werden, gibt

es zuerst ein Zischen, dann ein Kreischen, nicht unähnlich dem Pfiff einer Lokomotive. Ein Schauer ekliger Flüssigkeit wird ausgestoßen, der meist jemanden im Gesicht und am Körper trifft; aber dies wird nur als Witz und Anlass zur Heiterkeit behandelt.

Wenn der erste Elefant einer Jagd getötet wird, steigen die Eingeborenen nach dem Ausweiden des Tieres in den Hohlraum und übergießen sich überall mit Blut, bis sie wie der „Böse" selbst wieder herauskommen. Dieses Blutbad soll sie tapfer machen und – wie der Elefantenschwanz-Armreif, den das Fräulein in der Regent Street trägt – Glück bringen. Es bringt gewiss ein gewaltiges Aroma in die Atmosphäre um den Eingeweihten, denn das Ritual ist wirkungslos, wenn das Blut nicht auf dem Körper trocknen darf. Im Laufe weniger Tage ist es meist abgeblättert, um durch den üblichen Dunst des *Homo africanus* ersetzt zu werden, von dem ich eine Dame bemerken hörte, er sei „wie nichts auf Erden".

Bis die Eingeborenen das Fleisch zu ihren Hütten bringen, ist es oft schon verrottet, und ich habe manchmal gesehen, wie sie es aßen, als es bereits von Maden wimmelte und grün vor Fäulnis war. Aus irgendeinem Grund schadet es ihnen selten; sollte es sie jedoch flau im Magen machen, geben sie nicht dem fauligen Zustand die Schuld, sondern glauben, dass es sich um Fleisch handelt, das für ihre Familie „Tabu" ist. Die meisten Familien haben ein bestimmtes Tier, das verboten ist; manche essen keinen Elefanten, während anderen das Zebra untersagt ist, und so weiter. Ich vermute, die Idee entstand in der Vergangenheit, als ein Familienmitglied direkt nach dem Verzehr des Fleisches eines bestimmten Tieres starb; solches Fleisch gilt seitdem für andere Mitglieder derselben Familie als gefährlich.

Möglicherweise fühlen sich einige Leute durch das, was ich über stinkendes Fleisch geschrieben habe, abgestoßen, aber ich dachte, es wäre interessant, die letzte Phase im Leben eines Elefanten zu beschreiben, und um dies zu tun, musste ich Dinge berühren, die primitiv und elementar sind.

KAPITEL III: DIE ALTEN ELEFANTENJÄGER

Viele der alten Bücher über das Schießen und Reisen in Afrika werden knapp, und im Laufe der Zeit wird es naturgemäß schwieriger werden, sie zu finden.

Verhältnismäßig wenige der alten Pionierjäger schrieben etwas über ihre Erfahrungen nieder, denn als Klasse waren sie nicht darauf versessen, viel zu Papier zu bringen. Sie konnten eine gute Geschichte erzählen, aber wenn man sie bat, sie aufzuschreiben, hätten sie wohl gesagt, dass sie mit dem Gewehr besser umgehen können als mit der Feder. Zweifellos war das so, denn einige von ihnen waren raue Gesellen, die – wie die alten Jäger und Fallensteller des „Fernen Westens" – wenig Bildung, aber viel Mut und gesunden Menschenverstand besaßen.

Unter ihnen befanden sich glücklicherweise einige Männer mit guter Bildung, und diese geistige Schulung machte sie zu fähigen Beobachtern und sachlichen Autoren. Wenn „schönes Schreiben" versucht wurde, wurde es oft übertrieben und blumig; und es gab nur eine kleine Minderheit, die über afrikanisches Wild so schreiben konnte, wie White of Selborne, St. John und Hudson über das Vogelleben.

In den letzten siebzig Jahren haben in Afrika gewaltige Veränderungen stattgefunden, und es erscheint außergewöhnlich, dass nur innerhalb einer menschlichen Lebensspanne der Lauf der Zivilisation in vielen Teilen des Kontinents eine solche Verwandlung bewirkt hat. Die kreischende Lokomotive, das geruchsintensive Automobil und das

summende Flugzeug sind in viele Teile der Wildnis eingedrungen, in denen es noch vor dreißig Jahren von Wild wimmelte.

Um die Chancen gegen die wilden Tiere aufzurechnen, haben wir das moderne Hochgeschwindigkeitsgewehr mit seiner schnellen Schussfolge, was die Ausrottung bedeutet, wenn das Wild nicht auf neue Weiden weiterzieht. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die Verbesserung der Schusswaffen einen so großen Effekt auf die Dezimierung der Tiere hat wie der ständige Lärm und die Unruhe in ihren Revieren, aber natürlich ist die Zunahme der Jäger hauptsächlich für den Rückgang verantwortlich.

Wenn Wild in bestimmten Gebieten verschwindet, folgt daraus nicht, dass es alles getötet wurde, sondern dass, wenn der Großteil geschossen wurde, die verbleibenden Tiere so unruhig werden, dass sie anderswohin ziehen, um vor Belästigung sicher zu sein. Wahrscheinlich hat auch die Menge der Verwundungen etwas damit zu tun, denn die Anwesenheit blutender Tiere in einer Herde beunruhigt wilde Kreaturen gewiss. Das kleinkalibrige Hochgeschwindigkeitsgewehr in den Händen eines erfahrenen Jägers kann alles töten, was da läuft, während es in den Händen eines Neulings eine Geißel für das wilde Leben sein kann.

In den alten Tagen benutzten die Männer Vorderlader, deren Wiederladen einige Zeit in Anspruch nahm, nachdem ein oder mehrere Schüsse abgefeuert worden waren. Selbst mit dem gewöhnlichen ein- oder zweiläufigen Hinterlader war die Schussfolge viel geringer als bei einem Magazingewehr.

Als ich 1911 für eine kurze Reise von Njassaland nach Britisch-Ostafrika ging, sah ich das Veld zwischen Kijabe und Deepdale Drift voller abgefeuerter Patronenhülsen, was zeigte, dass eine große Anzahl von Reisegesellschaften Munition auf das Wild verballert hatte. Das ist kein wirkliches Jagen; daher habe ich eine sehr geringe Meinung vom Schießen in den Ebenen, im Vergleich zu der Waldläuferkunst, die notwendig ist, um in dichtem Busch oder Waldland Erfolg zu haben. Mit zunehmender flacher Flugbahn der Geschosse schien das Wild in den Ebenen eine entsprechende Kenntnis der Ballistik zu erlangen und hielt sich immer weiter von dem Mann zu Fuß oder zu Pferd entfernt.

Natürlich kann man von dem „Ausflügler"-Sportsmann nicht erwarten, dass er in den wenigen Monaten, die ihm zur Verfügung stehen, viel über wahres Jagen weiß oder lernt; und es ist bekannt, dass – als drei- bis vierhundert Gruppen jährlich Britisch-Ostafrika (heute Kenia) besuchten – die meisten ihrer guten Trophäen von ihren weißen Jägern für sie beschafft wurden, die gewöhnlich Männer von großer Erfahrung waren. Ich habe einige seltsame Geschichten über manche dieser Gruppen gehört; und was besonders ärgerlich war, war die Art und Weise, wie sie die Preise für jene Männer in die Höhe trieben, die zu vernünftigen Kosten jagen wollten.

Nach dieser langen Abschweifung muss ich zum Zweck dieses Kapitels kommen, nämlich etwas über die alten Jäger Afrikas zu sagen. Ich beginne mit Sir Samuel Baker, nicht weil er einer der frühesten Jäger war, sondern weil er Erfahrungen in Ceylon und im Osten gesammelt hatte, bevor er nach Afrika ging, und einer der ersten guten Beobachter des Tierlebens war. In seinem interessanten Buch „The Nile Tributaries of Abyssinia", veröffentlicht 1867 bei Macmillan & Co., erzählt er uns von der Art und Weise, wie die Hamran-Araber den Elefanten zu Pferd jagen. Diese tapferen Männer gehen den Elefanten mit keiner anderen Waffe als dem Schwert an, und Baker nennt sie „arabische Kentauren".

Nachdem sie einen Elefanten gefunden hatten – was zu jener Zeit kein schwieriges Geschäft war, da die Tiere zahlreich waren –, jagten ihn drei Männer zu Pferd mit großer

Geschwindigkeit, um ihn außer Atem zu bringen und ihn zu verlangsamen. Da das Land sehr offen zu sein schien, waren sie bald an seiner Seite. Dann manövrierte ein Mann vorne, um die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich zu ziehen, während die anderen zwei direkt dahinter absprangen und schnell versuchten, die Achillessehne mit ihren scharfen Schwertern zu durchtrennen. Wenn sie erfolgreich waren, war der Elefant festgesetzt und ihnen ausgeliefert. Bakers Meinung über ihren Mut lautet wie folgt: „In sportlicher Hinsicht habe ich nie etwas so Prächtiges oder so absurd Gefährliches gesehen. Keine Gladiatorenvorstellung in der römischen Arena hätte diesen Kampf übertreffen können."

Gelegentlich stiegen alle drei Männer ab, was die Risiken natürlich noch viel gewaltiger machte, und manchmal wurde ein Mann gefasst und vom Elefanten in Stücke gerissen.

Sir Samuel Baker schoss viele Elefanten in Ceylon und auch in Afrika. In erstgenanntem Land scheinen nur wenige Elefanten Stoßzähne zu tragen, daher erschien es nutzlos, sie zu töten – außer an Orten, wo sie zweifellos so zahlreich wurden, dass sie Plantagen verwüsteten. Es muss Risiken gegeben haben, denn eine gute Anzahl von Männern scheint das Vergnügen an ihrer Jagd gesucht zu haben.

Es gab einen Major Rogers, von dem man glaubt, dass er über 1.500 erlegt hat, und den Kapitänen Gallwey, Skinner und Layard wird zugeschrieben, jeweils etwa 1.000 geschossen zu haben.

Die Waffen, die sie hauptsächlich benutzten, waren gewöhnliche doppelläufige 14er- und 16er-Vorderlader-Flinten, deren Läufe auf etwa 24 Zoll gekürzt waren, um sie in dichter Deckung handlich zu machen. Die Kugeln wurden für eine bessere Durchschlagskraft gehärtet und waren natürlich von kugelrunder Form.

Sir Samuel Baker war einer der ersten, der große Pulverladungen in Büchsen verwendete; er besaß und benutzte eine enorme Waffe, die von Gibbs aus Bristol gefertigt wurde. Sie wog 21 lbs., mit einem 36 Zoll langen Lauf. Die Ladung dieser kolossalen Waffe betrug 16 Drachmen Pulver, während die Rundkugel 3 Unzen wog – die konische sogar eine Unze mehr.

In einem Buch rät er zu einem Paar doppelter 8-Kaliber-Büchsen, die jeweils 15 lbs. wiegen und mit 12 bis 14 Drachmen Pulver geschossen werden sollten.

Seine vielleicht liebste Büchse war eine doppelte .577 Express von Holland & Holland, reguliert für 6 Drachmen Pulver und ein 648-Grain-Geschoss. Diese Waffe wog 12 lbs., was ein ordentliches Gewicht zum Tragen war; aber Baker scheint ein sehr muskulöses Exemplar Mensch gewesen zu sein, und natürlich glaubte man zu seiner Zeit mehr an große Kugeln als heute, da man der feinen Präzision und dem Studium der Anatomie des Wildes weniger Aufmerksamkeit schenkte.

Das .303-Gewehr war vor seinem Tod bereits eingeführt worden; aber da er an das Schießen mit großen Kalibern gewöhnt war, untersuchte er wahrscheinlich nie das angenehme Schießen und die Tötungskraft von Hochgeschwindigkeits-Nitro-Gewehren. Tatsächlich zeigen sich die Qualitäten des kleinkalibrigen Nitro-Gewehrs am besten bei der Erlegung von Wild wie Elefant, Nashorn und Nilpferd; und ich würde sie lieber mit einer .256, .275 oder .318 angehen als mit irgendeiner der Büchsen, die Baker benutzte. Es ist der erste Schuss, der zählt, und eine kleine Kugel an der richtigen Stelle ist unendlich effizienter als eine große an der falschen. Wenn sowohl die kleine als auch die große Kugel eine vitale Stelle treffen, macht es für den Elefanten keinen Unterschied, ob sie einen viertel oder einen halben Zoll Durchmesser haben.

Andere Werke von Sir Samuel Baker sind „Wild Beasts and Their Ways“ (zwei Bände, Macmillan, 1890), „Ismailia“ und „The Albert Nyanza—Great Basin of the Nile“. Zudem schrieb er zwei exzellente Bücher über den Sport in Ceylon mit den Titeln „The Rifle and Hound in Ceylon“ (1854) und „Eight Years in Ceylon“ (1855). Er schrieb auf eine höchst interessante Art und Weise und war ein ausgezeichneter Beobachter des Tierlebens; seine Bücher werden immer Standardwerke über den Sport seiner Zeit bleiben.

Ein hervorragender Jäger um die Mitte des 19. Jahrhunderts war William Cotton Oswell, der nur einen kurzen Bericht über seine Jagderfahrungen in Afrika in den „Big Game“-Bänden der „Badminton Library Series“ verfasste. Sein ältester Sohn, Mr. W. Edward Oswell, brachte ein interessantes Werk über die Abenteuer seines Vaters heraus mit dem Titel „William Cotton Oswell — Hunter and Explorer“, in zwei Bänden, veröffentlicht 1900 bei William Heinemann, London.

Oswell begann seine koloniale Karriere als Beamter in Indien, scheint dort aber stark unter Malaria gelitten zu haben, weshalb er 1844 nach Südafrika ging. Er war sofort fasziniert vom Leben im Veld und dem Überfluss an Wild, der damals in diesem Land herrschte; so widmete er sich dem Leben eines Jägers und tötete viele Elefanten, Nashörner, Büffel und anderes Wild. Er war ein glänzender Reiter, zäh und hart, und er pflegte das Wild bis auf engste Distanz anzureiten, um einen nahen Schuss zu bekommen, denn seine Lieblingswaffe war eine doppelte 10er-Glattlauf-Flinte von Purdey – ein besonders schweres Modell für Kugelschuss.

In dem erwähnten Buch gibt es eine Abbildung dieser feinen Waffe, die in Oswells Händen eine enorme Wirkung erzielt haben muss. Sir Samuel Baker, dem er das Gewehr lieh, als dieser auf seine Expedition zu den Quellen des Nils ging, schrieb:

> „Äußerlich sah es wie ein gewöhnliches doppelläufiges Gewehr aus, das genau 10 lbs. wog; in Wirklichkeit war es ein Glattläufer von großer Solidität und verschoss eine Rundkugel vom Kaliber Nr. 10.
>
> Der harte Walnussschaft war auf einer Fläche von einem Zoll komplett zerfressen; der Verlust des Holzes ließ vermuten, dass Ratten daran genagt hätten, da es winzige Spuren von scheinbaren Zähnen gab. Dieses Aussehen hätte vielleicht auch durch eine äußerst grobe Raspel erzeugt werden können. Der vordere Teil des Schafts, in den der Ladestock eingeführt wurde, war durch dieselbe zerstörerische Einwirkung so vollkommen durchgescheuert, dass das Messingende des Stocks offen sichtbar war.
>
> All dieser Verschleiß war das Ergebnis der Reibung mit den Warten-ein-Weilchen-Dornen! Oswell trug sein Gewehr ausnahmslos quer über dem Sattelknauf, wenn er ein Tier mit Geschwindigkeit verfolgte. Auf diese Weise war er gezwungen, im Galopp dem niedrigen, struppigen Dornengebüsch entgegenzutreten und durch diese unbarmherzigen Dornen zu preschen, ungeachtet der Pein und der Folgen, wenn er sein Wild im Blick behalten wollte; was absolut unerlässlich war, wenn das Tier durch überlegenes Tempo und Ausdauer niedergeritten werden sollte. Der Walnussschaft, der so in hastigen Kontakt mit den scharfen Dornen gebracht wurde, wurde durch die ständige Reibung zu einem Maßstab, der einen höchst interessanten Beweis für die unermüdliche Ausdauer des Besitzers lieferte und für die immensen Distanzen, die er mit höchster Geschwindigkeit während der fünfjährigen, unaufhörlichen Jagd auf den jungfräulichen Jagdgründen des südlichen Afrikas zurückgelegt haben muss.“

Das Obige ist eine sehr lange und detaillierte Beschreibung eines Gewehrs, aber die alten Autoren legten Wert darauf, exakt zu sein, wenn sie mit einer Beschreibung begannen. Obwohl es möglich wäre, Oswells Purdey-Gewehr auf der Hälfte des Raumes zu beschreiben, den der obige Bericht einnimmt, wäre es schwierig, dies klarer zu tun.

Hier sind ein paar Zeilen von Baker, die zeigen, was für ein Mann Oswell war:

> „Oswell war nicht bloß ein Schütze, sondern er war durch seine natürliche Liebe zum Entdecken und die Erforschung unbetretenen Bodens nach Afrika gelockt worden. Er war absolut der erste weiße Mann, der in vielen Teilen Südafrikas erschienen war, die heute wohlbekannt sind. . . .
>
> Ich habe ihn immer als die Vollendung eines Nimrods betrachtet. Sechs Fuß groß, sehnig und muskulös, aber dennoch von geringem Gewicht, war er nicht nur kraftvoll, sondern auch ausdauernd. Ein gutaussehendes Gesicht mit einem Adlerblick, aber voller Güte und Furchtlosigkeit, zeugte von der natürlichen Männlichkeit des Charakters, die ihn zu den wilden Abenteuern seines frühen Lebens zog. Er war ein erstklassiger Reiter, und all seine Schüsse erfolgten aus dem Sattel oder indem er für den Schuss absprang, nachdem er sein Wild gestellt hatte."

Ich möchte meinen Platz nicht mit solch langen Zitaten aus anderen Büchern füllen, aber Oswell hatte einen so feinen Ruf als Mensch und Jäger, dass ich nicht umhin konnte, Sir Samuel Bakers lebensgetreue Beschreibung seines Freundes wiederzugeben. Das Porträt als Frontispiz im zweiten Band zeigt ihn als einen der stattlichsten Männer seiner Zeit; Aufrichtigkeit und Männlichkeit sind in seinen Zügen gezeichnet.

Er hatte mehrere knappe Begegnungen mit Großwild, die knappste mit zwei Breitmaulnashörnern. Er hatte beide Läufe seiner Purdey auf eines dieser Tiere abgefeuert und sich dann genähert; bevor er sein Pferd wenden konnte, stieß das Nashorn sein Horn unter die Flanke und schleuderte Pferd und Reiter mit der Wucht des Stoßes in die Luft. Er zog sich beim Sturz eine schwere Schnittwunde am Kopf durch den Steigbügel zu, und das Nashorn, das eine großartige Gelegenheit gehabt hätte, seine Wunden zu rächen, lief an ihm vorbei und davon.

Sein einheimischer Nachreiter kam heran, so stieg er auf dessen Pferd, ritt dem Nashorn nach und tötete es. Dann kehrte er zu seinem eigenen Pferd zurück und musste es erschießen.

Bei einer anderen Gelegenheit stieß er zu Fuß auf zwei dieser Tiere und musste rennen, aber das Weibchen verfolgte ihn. Er feuerte beide Läufe fast gleichzeitig ab und fand sich in der Luft wieder, da ihn das Nashornhorn am Oberschenkel getroffen und einen acht Zoll langen Schlitz bis auf den Knochen verursacht hatte. Er war nach diesem Vorfall einen Monat lang ans Bett gefesselt.

William Cotton Oswell wird wahrscheinlich am besten durch seine Verbindung mit Dr. David Livingstone in Erinnerung bleiben, denn in den Jahren 1848–49, auf seiner dritten Expedition, reiste er gemeinsam mit Dr. Livingstone und Mr. Murray durch die Kalahari-Wüste und entdeckte den Ngamisee. Ich habe gelesen, dass die Entdeckung dieses Sees Livingstone zugeschrieben wurde, was ein Irrtum ist, da es die Expedition von Oswell und Murray war. Dr. Livingstone war lediglich ihr Gast, und ich glaube, er hat die Entdeckung des Sees nie selbst beansprucht, obwohl andere ihm das Verdienst dafür gaben. Einer der edelsten Charakterzüge Oswells war seine extreme Bescheidenheit und seine Abneigung gegen Berühmtheit.

Mr. Murray begleitete Oswell auf seiner ersten Reise, und auf seiner zweiten Expedition hatte er einen sehr feinen Mann namens Kapitän Frank Vardon als Gefährten. Als Livingstone die Puku-Antilope entdeckte, nannte er sie nach Vardon „Cobus Vardoni". Ich besitze ein kleines Buch mit dem Titel „Life in the Wilderness, or Wanderings in South Africa", das Vardon gehörte, da es ein Widmungsexemplar des Autors – Henry H. Methuen – an ihn war. Es wurde 1846 bei Richard Bentley veröffentlicht, und es gab eine zweite Auflage im Jahr 1848.

In diesen Berichten über die alten Jäger versuche ich nicht, sie in chronologischer Reihenfolge zu erwähnen, sondern einfach so, wie sie mir einfallen.

Das alte Jagdbuch, das wohl die meisten Kontroversen und Kommentare auslöste, war „A Hunter's Life in South Africa" von Roualeyn Gordon Cumming, zwei Bände, veröffentlicht bei John Murray im Jahr 1850. Das Werk ist reich illustriert; eines der packendsten Bilder zeigt, wie der „Boy" des Jägers, Hendrick, nachts von einem hungrigen Löwen vom Lagerfeuer weggezerrt wird.

Als die Leute dieses Buch zum ersten Mal lasen, waren sie so erstaunt über die Anzahl der Elefanten, Löwen, Nashörner und anderen Tiere, die der Autor erlegt haben wollte, dass sie sofort zu dem Schluss kamen, er sei „ein Fremder gegenüber der Wahrheit". Die Illustrationen waren teilweise schuld daran, da sie in manchen Fällen übertrieben wirken. Zum Beispiel gibt es eine, die Gordon Cumming zeigt, wie er an seinem verängstigten Pferd zwischen zwei wütenden Elefanten zieht – einer vor ihm und der andere hinter ihm. Sicherlich wären sowohl der Mann als auch das Pferd getötet worden, wenn sich der Vorfall so zugetragen hätte wie dargestellt. Die Sache hat sich wahrscheinlich ereignet, aber der Künstler hat zu viel daraus gemacht, indem er alle Figuren zu nah beieinander platziert hat.

Ein weiteres Bild, das ich kritisiert gesehen habe, zeigt den Jäger und einen Eingeborenen, wie sie einen Python am Schwanz aus einem Loch unter einem Felsen ziehen. Daran ist nichts Außergewöhnliches, denn es ist eine durchaus mögliche Tat. Nachdem ich einmal einen 14 Fuß langen Python am Kopf getroffen hatte, versuchte ich mit drei Eingeborenen, ihn geradezuziehen, bevor er ganz tot war. Mehrmals bekamen wir ihn ziemlich gerade, aber eine heftige Zuckung hätte uns fast von den Beinen geworfen, und ich musste seinen Kopf zu Brei schlagen, bevor ich ihn messen konnte.

In den Tagen, als man über das Innere Afrikas nur sehr wenig wusste, war es natürlich, dass die Menschen in der Heimat kritisch und ungläubig waren; aber heute, da so viele Menschen in Afrika gereist sind und gejagt haben, wird nichts, was Gordon Cumming schrieb, als unwahrscheinlich oder unmöglich angesehen.

Die Gewehre, die er benutzte, waren hauptsächlich vier Doppelläufer von Dickson, Purdey, Moore und Westley Richards. Er verwendete kleine Pulverladungen mit der Folge, dass er seine Elefanten manchmal mit Blei füllte, bevor er sie tötete. Bei mehreren Gelegenheiten setzte er einem Elefanten vierzig und mehr Kugeln zu, bevor dieser verendete; und es schien üblich für sie zu sein, etwa zwanzig Kugeln einzustecken, bevor sie erlagen. Dies lag natürlich an der mangelhaften Durchschlagskraft der Ladungen, die er in seinen Waffen verwendete.

Sein Favorit war der 10-Kaliber-Zweizüger von Dickson aus Edinburgh – eine Büchse, die er so sehr zu lieben schien wie eine Ehefrau. Schließlich barst sie, und seine Wehklage darüber lautete so:

„Ach! Es war zum letzten Mal. Der Lauf barst mit einer schrecklichen Explosion, schleuderte die Schlösser und den halben Schaft nach rechts und links und hätte mich beinahe ‚ins Jenseits' befördert."

Obwohl der Verlust einer so treuen Waffe für einen Jäger fernab der Zivilisation und von Büchsenmacherläden eine ernste Angelegenheit gewesen sein muss, kann man nicht umhin, über die Sprache schmunzelnd zu sein, mit der der Vorfall beschrieben wird. Würde heute das Gewehr eines Jägers in gleicher Entfernung von jeglicher Verbindung explodieren, würde er die Tatsache vermutlich in nüchterneren Worten festhalten. Diese blumige Ausdrucksweise war jedoch typisch für jene Zeit; man sollte diese alten Bücher beim Lesen nicht wegen ihres Hangs zur Sentimentalität verurteilen. Ich vergaß zu erwähnen, dass er mit einer leichten Verbrennung am linken Arm davonkam und teilweise betäubt, aber nicht schwer verletzt war.

An einer Stelle seines Buches erwähnt Gordon Cumming die wunderbare Tarnfärbung der Insektenwelt; ich frage mich, ob er einer der ersten war, dem dies auffiel. Ich darf anmerken, dass Insekten zwar diese Schutzfärbung aufweisen, dies jedoch nicht auf die Säugetiere zutrifft. Die Farbe eines Tieres bietet keinen Schutz gegen Raubtiere, die gewöhnlich nachts jagen und sich dabei hauptsächlich auf ihren Geruchs- und nicht auf ihren Sehsinn verlassen. Zudem kann ein Zebra, das oft als Paradebeispiel für Tarnfärbung angeführt wird, seinen langen und auffälligen Schwanz kaum einen Moment stillhalten, da es ihn ständig hin und her schlägt, um Fliegen abzuwehren. Bewegung ist im Allgemeinen das Erste, was ins Auge fällt, weshalb ich (außer bei Insekten) nicht der Meinung derer zustimme, die glauben, Farbe sei ein Schutz für irgendein Lebewesen.

Persönlich glaube ich, dass die Pigmente, die die Farbe bei jedem Lebewesen verursachen, durch die Umgebung und die Form der Sonnenstrahlen beeinflusst werden, denen sie ausgesetzt sind. Antilopen, die offene Ebenen bewohnen, sind ständigem Sonnenlicht ausgesetzt und bleichen zu einem neutralen Ton aus. Tiere, die in Licht und Schatten leben, wie das Zebra und der Leopard in Afrika oder der Tiger und Panther in Indien, sind oft gestreift oder gefleckt. Tiere, die dichten Busch bewohnen, sind nicht ausnahmslos schützend gefärbt, aber sie sind oft gestreift; ich nenne hier zum Beispiel die Varianten des Buschbocks und den Bongo. Das prachtvolle rötliche Fell des Letzteren ist im grünen Busch eine höchst lebhafte Erscheinung.

Eines von Gordon Cummings liebsten Vergnügen war es, nachts in einer Grube an einem Wasserloch zu sitzen und Tiere zu schießen, die zum Trinken kamen. Er scheint die Einsamkeit dieser nächtlichen Wachen genossen zu haben; einige der Bilder in seinem Buch zeigen ihn, wie er bei Nacht auf Wild feuert. Heutzutage würde solch ein Sport Waidmänner nicht mehr ansprechen; aber Ansichten ändern sich mit der Zeit.

Wie Harris, Oswell, Vardon und die alten holländischen Jäger scheint auch Gordon Cumming viele Nashörner der weißen und schwarzen Art erlegt zu haben, denn diese großen und eher dämlichen Tiere wimmelten vor langer Zeit in Südafrika. Er beschreibt einen *Trek-bokken* von Springböcken, was ein wunderbarer Anblick gewesen sein muss, obwohl man Wild in solchen Mengen auch heute noch in den wilderen Teilen Ostafrikas sehen kann. Da dieser Band von Elefanten handelt, möchte ich das restliche Tierleben des afrikanischen Kontinents nicht weiter vertiefen.

Gordon Cumming stattete Herrn Moffat in seiner Missionsstation in Kuruman einen Besuch ab. Dieser ehrenwerte alte Missionar war der Vater von Agnes Moffat, die Dr. Livingstone heiratete; ich habe an ihrem Grab in Shupanga am großen Sambesi gestanden. Cumming verweilte auch einmal bei den Livingstones, und sie schienen den meisten der alten Jäger bekannt gewesen zu sein. Da die Jagd eine harte und entkräftende

Arbeit ist, kamen diese alten Jäger häufig völlig erschöpft und krank vor Fieber an einer Missionsstation an; sie erwähnen oft die Freundlichkeiten, die sie von den Missionaren und deren Ehefrauen erfuhren. Ich darf sagen, dass das Missionswesen in den alten Tagen etwas völlig anderes war als heute; denn die Missionare lebten damals wirklich unter entbehrungsreichen Bedingungen. Heute geht es den Missionsgesellschaften viel besser, sodass sie ihren Evangelisten bessere Häuser und modernen Komfort bieten können; ich habe nie bemerkt, dass sie viel Grund zur Klage hatten. Sie lebten nie so entbehrungsreich wie die Jäger!

Roualeyn Gordon Cumming war der zweite Sohn von Sir William G. Gordon Cumming, Bart., aus Altyre und wurde am 15. März 1820 geboren. Er starb in Fort Augustus, Schottland, am 24. März 1866 im Alter von 46 Jahren. Er zog sich eine schwere Erkältung zu, als er an einem bitterkalten Frühlingstag zu einer Insel im Loch Tarff schwamm, und entwickelte einen Husten, der seine Lungen angriff. Nach seinem Tod wurde seine große Trophäensammlung von Barnum – dem Schausteller – gekauft und verbrannte bei dessen großem Feuer.

Mein verstorbener Vater, James C. Lyell, der eine bemerkenswerte Neigung zum Sammeln interessanter Dinge hatte, fand in einem alten Buchladen eine Broschüre mit dem Titel: „Katalog der Jagdtrophäen, einheimischen Waffen und Trachten aus dem fernen Inneren Südafrikas, etc., etc., etc., – Eigentum von und gesammelt durch Roualeyn Gordon Cumming, Esq., 1850, Preis 6d.“ Ich kopiere die Aufschrift auf dem Einband. Dieser Katalog wurde von G. Norman, Drucker in der Maiden Lane, Covent Garden, gedruckt und gibt eine kurze Beschreibung von 172 Exponaten, einschließlich eines vollständigen südafrikanischen Ochsenkarrens samt Ausrüstung. Mein Vater fand zudem einen weiteren interessanten Katalog aus dem Jahr 1835, der viele von Andrew Steedman erworbene Stücke detailliert aufführte, die in jenem Jahr im sogenannten „The African Glen“, Colosseum, Regent's Park, gezeigt wurden, Preis 1s.

Es ist offensichtlich, dass die Idee, seine Trophäen auszustellen und eine Liste für die Ausstellung zu erstellen, Gordon Cumming kam, nachdem er Steedmans Schau und Katalog gesehen hatte. Andrew Steedman beansprucht für sich, den gewöhnlichen Wasserbock (*Cobus ellipsyprymnus*) entdeckt zu haben; mein Vater kaufte das Rekordgehörn dieser Antilope in Stevens' Auktionshäusern in London und schenkte es mir. Es misst 36,5 Zoll in der Krümmung und wird in Rowland Wards „Records of Big Game“, achte Auflage, als Rekord aufgeführt.

Einer der frühesten Autoren, der den wanderlustigen und abenteuerlustigen Typ Mann in die südafrikanischen Jagdgründe lockte, war Major (später Sir) W. Cornwallis Harris. Er schrieb mehrere Bücher über Afrika, wie etwa „Portraits of the Game and Wild Animals of Southern Africa“ (1840). Es enthielt handkolorierte Tafeln und ist sehr selten; ein gut erhaltenes Exemplar ist etwa 20 £ wert. Zudem veröffentlichte er „Wild Sports of Southern Africa“, das, wie ich glaube, 1840 erschien. Ich besitze die fünfte Auflage, die mir mein Vater schenkte, datiert auf 1852. Dieses Buch hat alte getönte Tafeln, und die Vignette auf dem Titelblatt ist ein schönes kleines Bild einer Giraffe, die sich reckt, um die Blätter einer Akazie zu pflücken, mit zwei Nashörnern, Antilopen und einem Strauß im Hintergrund.

Harris war mehr Entdecker als Jäger; er schrieb auch „Highlands of Ethiopia“ in drei Bänden (1844), veröffentlicht bei Longman, Brown, Green & Longman, London. Dieses Werk ist der verstorbenen Königin Victoria gewidmet, und die Inschrift ist von kuriosen farbigen Figuren von Menschen und Tieren umgeben. Vignetten auf Titelblättern waren

vor langer Zeit nicht ungewöhnlich, aber ich habe noch nie eine Widmungsseite eines Buches gesehen, die so dekoriert war.

Ein kurios illustriertes Buch ist Kapitän Alfred W. Draysons „Sporting Scenes Amongst the Kaffirs of South Africa“, veröffentlicht bei G. Routledge & Co. im Jahr 1858. Die Kolorierung der Illustrationen scheint ölige Bestandteile enthalten zu haben, da alle Abbildungen die Rückseiten der Seiten durch das Aufsaugen des Papiers verfärbt haben. Obwohl die Bilder anscheinend grob ausgeführt sind, sind einige von ihnen bemerkenswert naturgetreu. Der Künstler war Harrison Weir, der nach Entwürfen des Autors zeichnete. Das Bild gegenüber Seite 193, betitelt „Elephants in the Open“, ist in der Tat sehr gelungen.

Henry Faulkner (ein Leutnant der 17. Lanzenreiter) schloss sich einer Expedition an, um nach Dr. Livingstone zu suchen, und schrieb nach seiner Rückkehr 1868 ein sehr interessantes Buch mit dem Titel „Elephant Haunts“. Faulkner scheint eine große Leidenschaft für die Elefantenjagd entwickelt und eine beachtliche Anzahl der Tiere geschossen zu haben. Auf dem Titelblatt befindet sich eine hübsche Vignette des Matiti Hill nahe dem Murchison-Wasserfall in Njassaland, wo ich mein erstes Flusspferd schoss, und ein packendes Frontispiz zeigt den Autor, wie er inmitten verschiedener toter und sterbender Elefanten einen Purzelbaum schlägt. Diese alten Autoren begingen einen großen Fehler, indem sie den von ihnen beschäftigten Künstlern erlaubten, solch theatralische Skizzen ihrer Heldentaten anzufertigen. Eine gewöhnliche Seitenzeichnung ist kaum in der Lage, es sei denn in den besten Händen, die Perspektive richtig einzufangen, besonders wenn sie knappe Begegnungen darstellt!

Ein Buch, das Selous und andere zum Nomadenleben im südlichen Afrika verleitete, ist „African Hunting – From Natal to the Zambesi“ etc. von William Charles Baldwin, veröffentlicht 1863 bei Richard Bentley, New Burlington Street, London. Es enthält exzellente Illustrationen von Joseph Wolf und J. B. Zwecker. Wolf wird von manchen für den größten Tiermaler gehalten, der je lebte. Diese alten Künstler studierten Tiere gewöhnlich in Gefangenschaft, da nur sehr wenige von ihnen jemals in die wilderen Jagdgründe fremder Länder reisten. In diesem Buch wird Joseph Wolf fälschlich James Wolf genannt. Eine der besten Illustrationen von Wolf in diesem Werk trägt den Titel „Chasing Haris Bucks“, womit Rappenantilopen gemeint sind. Das Wort „Haris“ sollte natürlich „Harris“ lauten, da die Rappenantilope von Sir W. Cornwallis Harris entdeckt wurde.

Baldwin erlegte während seiner Jägerkarriere eine immense Menge an Wild, darunter Elefanten, Nashörner und Büffel. Bei der Jagd in den offenen Ebenen Südafrikas hing der Erfolg des Jägers fast gänzlich von der Geschwindigkeit und dem Temperament seines Pferdes ab. In diesen alten Jagdbüchern werden oft holländische Namen für das Wild angegeben, und der Leopard wurde manchmal als „Tiger“ bezeichnet, was natürlich eine Fehlbezeichnung war. Die Hyäne wurde häufig „Wolf“ genannt, und so weiter. Für Leser, die mit der Materie nicht vertraut waren, war dies verwirrend; ich habe Leute erlebt, die darauf beharrten, dass der echte Tiger und der echte Wolf Afrika bewohnten.

Baldwin benutzte natürlich Vorderlader und musste eine gute Anzahl Schüsse auf sein Wild abgeben, bevor er es erlegte. Es muss harte Arbeit gewesen sein, ein schweres Gewehr zu tragen und gleichzeitig ein unruhiges Pferd zu lenken; die Frage des Nachladens der Waffe war ein Problem, das ohne Absteigen nicht gelöst werden konnte, da ein verschmutzter Lauf und eine zu stramm sitzende Kugel den Vorgang zu Pferd manchmal unmöglich machten. Eine ihrer größten Sorgen war es, die Zündhütchen auf den Pistons zu behalten, da die ruckartigen Bewegungen des Pferdes und des Reiters die

Kupferhütchen oft abschüttelten, was unweigerlich zu einem Versager führte. Die Erdferkelbauten, die man oft im Veld findet, waren eine Falle, und Pferde, die in den Ebenen ausgebildet worden waren, waren im Waldgelände völlig verloren.

Baldwin gibt eine gute Beschreibung der Victoriafälle des Sambesi (oder „Zambezi", wie es heißen sollte, da das einheimische Wort „Sambaysi" ausgesprochen wird) und erwähnt, wie er seine Initialen auf einer Insel oberhalb der Fälle in einen Baum schnitzte, direkt unter jenen von Dr. Livingstone. In der „Life of F. C. Selous" von dem versierten Künstler und Autor J. G. Millais wird erwähnt, dass Thomas Baines (der 1877 „The Gold Region of South-East Africa" und „Explorations in South-West Africa" schrieb) die Fälle vor Livingstone besucht habe. Es ist möglich, dass irgendein weißer Mann, von dem man nie gehört hat, dies tatsächlich vor ihnen allen tat. Herr Millais erwähnt zudem eine Ausstellung von Bildern von Baines im Crystal Palace vor einigen Jahren, da dieser offenbar viele Bilder gemalt und viele Karten von Südafrika gezeichnet hat.

Das dramatischste Bild in Baldwins Buch trägt den Titel „Knappe Begegnung" und zeigt einen Löwen, der sich auf dem Rücken seines Rosses festgekrallt hat, während er im Galopp flieht. Ein weiteres, ebenso packendes Bild ist eine Tafel mit dem Titel „Nachtschießen", auf der ein Löwe viele Fuß hoch in der Luft zu sehen ist, nachdem er nachts von dem Jäger aus einer Grube nahe einem Wasserloch getroffen wurde. Ein totes Nashorn liegt im Wasser, und die Gestalt eines verendeten Büffels ist in der nebligen Ferne erkennbar.

Alle diese Bilder, die ich erwähnte, stammen von J. Wolf. Herr J. G. Millais schrieb, dass Joseph Wolf „der größte Maler von Vögeln und Säugetieren war, der je lebte". Sicherlich ist sein Werk erstaunlich naturgetreu, wenn man bedenkt, dass er nie die Gelegenheit hatte, die großen Säugetiere in ihren natürlichen Lebensräumen zu sehen.

Nun komme ich zu dem Jäger, dessen Buch in mir den Entschluss reifte, wenn möglich nach Afrika zu gehen. Dieser Band war „A Hunter's Wanderings in Africa" von Frederick Courteney Selous, veröffentlicht 1881 bei Richard Bentley & Son, London. Nachdem ich es gelesen hatte, wusste ich, dass dies ein Jäger war, der zugleich ein feiner Beobachter und Feld-Naturalist war; denn er schrieb über das Wild, wie es nur wenige vor ihm getan hatten – und, wie ich anmerken darf, wie es nur wenige seitdem getan haben.

Seine lebendigen Beschreibungen eines Lebens voller Trecks und Jagden faszinierten mich vollkommen. So schrieb ich 1898, nachdem ich über vier Jahre auf Teeplantagen in Ostindien verbracht hatte, an Selous und bat ihn um Rat bezüglich der besten Gewehre und der Frage, wohin man in Afrika gehen sollte, um eine gute Jagd zu erleben, insbesondere auf Elefanten. Er antwortete sofort und bat mich, ihm wieder zu schreiben, falls ich jemals nach Afrika ginge. Das tat ich, und wir tauschten zwischen 1898 und 1914 viele Briefe aus, von denen ich die meisten aufbewahrt habe.

Nach dem Burenkrieg, in dem ich einige Monate diente, bis mich ein Anfall von Enteralfieber (Typhus) außer Gefecht setzte, fand ich meinen Weg nach Njassaland und traf in Zomba den verstorbenen Major (damals Hauptmann) C. H. Stigand, mit dem ich an einem Buch über *Spoor* (Fährten) zusammenarbeitete, das bei Horace Cox vom *Field*-Büro in London erschien. Ich werde Stigand zu gegebener Zeit als einen der bekanntesten und erfahrensten afrikanischen Jäger erwähnen.

Als ich 1906 in der Heimat war, hauptsächlich im Zusammenhang mit dem erwähnten Buch, bat ich Selous, uns eine Einleitung zu schreiben, was er freundlicherweise tat, nachdem er das Manuskript gelesen hatte. Er lud mich nach Worplesdon ein, um sein schönes Museum zu besichtigen, und es war höchst interessant, es mit ihm gemeinsam

zu durchschreiten. Ich hielt die alte Elefantenbüchse in der Hand, mit der er viele Elefanten geschossen hatte; was mich daran überraschte, war ihre Leichtigkeit angesichts der großen Ladungen, die er verwendete. Diese alten 4-Kaliber-Gewehre wurden von den holländischen und britischen Jägern in Südafrika häufig benutzt, und die ersteren nannten sie „Roers". Sie wurden aus einem am Gürtel hängenden Pulverbeutel geladen, und eine kleine Handvoll schien die übliche Ladung gewesen zu sein, was sie fürchterlich ausschlagen ließ.

Einmal hatte Selous einen Versager und reichte das Gewehr einem Eingeborenen, der es erneut auf die alte Ladung obendrauf lud. Hier ist, was Selous über den Unfall schrieb:

> „Diesmal ging das Gewehr los – es war eine 4-Kaliber-Elefantenbüchse, doppelt geladen, und das Pulver war jedes Mal mit der Hand hineingeworfen worden – und ich ging auch los! Ich wurde förmlich vom Boden gehoben, drehte mich in der Luft und fiel mit dem Gesicht in den Sand, während das Gewehr yardsweit über meine Schulter geschleudert wurde. Zuerst war ich von dem Schock fast betäubt, und bald merkte ich, dass ich meinen rechten Arm nicht heben konnte. Zudem war ich über und unter mit Blut bedeckt, das aus einer tiefen Wunde unter dem rechten Jochbein spritzte, verursacht durch den Schlag des Gewehrs, als es durch die Gewalt des Rückstoßes nach oben flog.
>
> Der Schaft selbst – obwohl er, wie alle Elefantenbüchsen, mit der inneren Haut eines Elefantenohrs umwickelt war, die frisch aufgezogen im trockenen Zustand so fest wie Eisen hält – war in Stücke zertrümmert, und es war ein Wunder, dass der Lauf nicht barst."

Diese alten Gewehre waren billig hergestellte Handelswaffen, die in Afrika etwa 6 £ pro Stück kosteten; es ist also außergewöhnlich, dass sie in der Lage waren, einer solchen Belastung standzuhalten. Sie müssen stabiler gewesen sein, als sie aussahen. Später benutzte Selous eine einläufige 10er-Büchse und erwähnt auch Doppelbüchsen dieses Kalibers. Erst als er eine .461 Metford von Gibbs aus Bristol erhielt, gelangen ihm seine besten Schüsse. Als ich ihn besuchte, besaß er eine .256 Mannlicher und eine einläufige .375 mit Fallblockverschluss von Holland & Holland; aber ich glaube, er hatte nie die Gelegenheit, Elefanten mit Nitro-Gewehren zu schießen. Er schenkte mir ein signiertes Exemplar des Katalogs der Exponate in seinem privaten Museum; die Trophäen sind nun in die nationale Sammlung in South Kensington übergegangen.

Das wohl packendste Abenteuer, das Selous erlebte, war, als sein Lager 1888 in einer dunklen Nacht von den Mashukulumbwi – einem kriegerischen Stamm – überfallen wurde. Selous und seine Männer (zwölf wurden getötet und sechs von fünfundzwanzig verwundet) mussten in den Busch flüchten; er selbst nur mit einem Gewehr und vier Patronen, an seinem Gürtel ein Messer, eine Schachtel Streichhölzer und eine Uhr. Das Kreuz des Südens als Führer nehmend, kehrte er seinem geplünderten Lager den Rücken und hielt in der Dunkelheit einer der schlimmsten Nächte, die er je erlebt haben muss, auf den Süden zu. Nach einigen Tagen harten Fußmarsches, auf dem er ein Gnu zur Nahrung geschossen hatte, erreichte er ein Dorf, müde und schläfrig, und dort wurde ihm sein Gewehr gestohlen. Er schnappte sich etwas Fleisch, musste fliehen und traf schließlich auf den Rest seiner Gefolgschaft, die sich ebenfalls nach Süden durchgeschlagen hatten, um den mörderischen Mashukulumbwi zu entkommen. Er hatte fast seine gesamte Ausrüstung verloren, einschließlich vier Hinterlader-Gewehren und deren Munition.

Der interessanteste Punkt an Selous' Büchern ist, wie er die Namen der alten Jäger erwähnt, die oft seine Begleiter auf Jagdausflügen waren. Ein alter Jäger war William

Finaughty, über den ein Buch von einem Amerikaner, Herrn G. L. Harrison, geschrieben wurde, der auf einer Jagdreise zum Kafue-Fluss einen von Finaughtys Söhnen bei sich hatte. Er besuchte dann den alten Mann – der sich bereits als berühmter Elefantenjäger einen Namen gemacht hatte, bevor Selous in Afrika zu jagen begann – auf seiner Farm etwa zwölf Meilen von Bulawayo entfernt. Er war damals bereits alt, und da er nie Tagebuch geführt hatte, sind seine Informationen vielleicht nicht absolut korrekt. Er erzählte Herrn Harrison, dass er auf einer Reise einhundertdreiunddreißig Elefanten getötet habe und dass die höchste Zahl, die er je an einem Tag schoss, zehn Tiere betrug. Ich habe versucht, Herrn Harrisons Buch in diesem Land zu bekommen, bin aber gescheitert; ich vermute daher, dass es im Privatdruck erschien.

Selous traf viele berühmte holländische Jäger wie Petrus Jacobs, der sich gerade von einer schweren Verletzung durch einen Löwen erholte, als Selous ihn traf. Jan Viljoen war ein weiterer berühmter Jäger, und Cornelis Van Rooyen, ein enger Freund von Selous, war in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts sehr bekannt.

Ein Jäger, der in „A Hunter's Wanderings in Africa“ oft erwähnt wird, war ein Engländer namens George Wood, der zeitweise mit Selous bei verschiedenen Unternehmungen auf Elefanten partnerschaftlich verbunden war. Viele der alten Jäger gaben die Elefantenjagd auf, als diese begannen, dichter bewaldete Gebiete zu bewohnen, in denen Tsetsefliegen im Überfluss vorkamen; denn es war unmöglich, Pferde dorthin mitzunehmen und zu erwarten, dass sie lange überlebten. Es war unendlich viel härtere Arbeit, Elefanten zu Fuß statt zu Pferd zu folgen, und viel gefährlicher; denn ein gutes Pferd in einigermaßen offenem Gelände war gewöhnlich in der Lage, seinen Reiter in Sicherheit zu bringen, wenn ein Elefant angriff. Wenn es jedoch nicht gut ausgebildet war, erhöhte dies die Risiken.

Selous schoss einmal sechs Elefanten an einem Tag und erwähnte, dass er diese Beute hätte verdoppeln können, hätte sein Pferd sich nicht so schlecht benommen; es bekam plötzlich einen störrischen Anfall und brachte Selous bei mehreren Gelegenheiten fast in Schwierigkeiten. Er benutzte seine .461 Gibbs mit langen, schweren Vollmantelgeschossen. Einmal schleuderte ein Elefant das Pferd weg, und Selous fand sich direkt unter dem Elefanten wieder, schaffte es aber zu entkommen. Er hatte eine weitere knappe Begegnung mit einem Büffelbullen, der ihn vom Pferd stieß, aber aus irgendeinem Grund davonlief, anstatt den Jäger zu töten. Selous schoss viele Büffel zu Fuß und glaubte nicht, dass sie annähernd so gefährlich seien wie Löwen oder Elefanten. Er musste es wissen, da er große Mengen all dieser Tiere schoss. Dieselbe Spezies variiert jedoch in verschiedenen Gegenden, und was in einem Distrikt zutrifft, muss in einem anderen nicht gelten.

Als wir einmal über Gewehre diskutierten, zeigte er mir eine .256 Mannlicher, die er besaß, und bemerkte, dass er, hätte er in seinen frühen Tagen ein so kleines Kaliber wie die .256 gehabt, dreimal so viel Wild hätte erlegen können – und es besteht kein Zweifel, dass er das getan hätte. Seine bekanntesten Werke über die afrikanische Jagd sind neben dem bereits erwähnten: „Travel and Adventure in South-East Africa“, veröffentlicht 1893 bei Rowland Ward & Co. Ltd., und „African Nature Notes and Reminiscences“, veröffentlicht 1898 bei Macmillan & Co. Ltd. Dieses Buch ist eines der besten existierenden Werke über afrikanisches Wild, obwohl wenig über Elefanten darin steht, da es meist von anderen Tieren handelt.

Von allen Großwildjägern unserer Zeit ist Selous wahrscheinlich derjenige, der von denen, die sich für das Thema interessieren, am meisten vermisst wird; denn er pflegte oft höchst interessante Briefe über Wild und Naturgeschichte an das *Field* zu schreiben.

Verschiedenen weißen Jägern wurde zugeschrieben, mehr afrikanische Elefanten geschossen zu haben als jeder andere, aber es besteht kaum ein Zweifel, dass Arthur Henry Neumann der größte Elefantenjäger war, der je lebte. Er war ein Freund von Selous und ein enger Freund von J. G. Millais, der in seinem schönen Buch „Wanderings and Memories" (1919) ein höchst interessantes Kapitel über die wichtigsten Ereignisse in Neumanns Jägerleben gibt. Herr Millais berichtet, dass Neumann 1850 in Bedfordshire geboren wurde, später nach Natal und danach nach Swasiland ging. Er scheint ein Mann gewesen zu sein, den es einfach in die unbetretenen Einöden Afrikas ziehen musste; denn bald finden wir ihn in Britisch-Ostafrika zu einer Zeit, als das Land voller Elefanten war.

Er begann seine Elefantenjagd mit einer doppelten 10er-Büchse von Holland und einer .577 Express von Gibbs und war ein ganz ausgezeichneter Schütze. Als die .303 herauskam, legte er sich eine zu und war sehr erfolgreich darin, Elefanten und Nashörner damit leicht zu töten; obwohl sie einmal aufgrund eines fehlerhaften Verschlusses klemmte und ihn in Schwierigkeiten mit einer Elefantenkuh brachte, die ihn schwer verletzte.

In seinem Buch „Elephant Hunting in East Equatorial Africa" (Rowland Ward Ltd., 1898), einem prächtigen Band über die Jagd und dem einzigen, den er je schrieb, beschreibt er seine verschiedenen Abenteuer in sehr klarer Sprache, absolut frei von jedem Beigeschmack der Übertreibung. Er war ein praktischer und sehr erfahrener Mann und wie Selous ein höchst fähiger Beobachter der Gewohnheiten der Tiere, die er zu Gesicht bekam. Er war der Pionier in vielen Distrikten, die heute wohlbekannt sind, und er hinterließ bei den einheimischen Bewohnern stets den Ruf von Aufrichtigkeit und Männlichkeit. Seine Favoriten unter den wilden Bewohnern der Wälder und Buschlandschaften, die er bejagte, waren die Ndorobo, die Elefanten mit vergifteten Speeren töteten.

Es gibt in seinem Buch ein exzellentes Bild des Künstlers Herrn Caldwell, das einen Ndorobo zeigt, wie er einen Speer gegen den Bauch eines Elefanten schleudert. Der Elefant ist wunderschön gezeichnet, wobei seine Ohren die nach innen gewendeten Ränder zeigen. Manche Leute sagen, dass der Umschlag des Ohres nach außen erfolgt, aber ich habe nie einen Elefanten gesehen, dessen Ohren so geformt waren; sie sind gewöhnlich zum Körper hin gebogen. Viele Künstler zeichnen Elefanten mit nach außen ragenden Stoßzähnen, was zwar gelegentlich vorkommen mag, aber höchst ungewöhnlich ist; denn die Krümmung beider Stoßzähne verläuft nach innen, aufeinander zu. Dies ist ein Vorteil, wenn sie bei ihren Wanderungen durch dichte Vegetation ziehen.

Neumann erlegte einmal vierzehn Elefanten an einem Tag, an einem anderen elf, und er scheint ein sehr besonnener Schütze gewesen zu sein. Ein guter Jagdschütze ist nicht notwendigerweise ein guter Scheibenschütze und umgekehrt. Es ist eine Sache, auf eine eisene Scheibe zu schießen, wenn man viel Zeit hat und keine Gefahr droht; aber es ist eine ganz andere Sache für den müden Jäger, der vielleicht zwanzig Meilen hinter einem Elefanten unter brennender Sonne hergelaufen ist, sein Gewehr ruhig zu halten, in dem Wissen, dass er, wenn er das Tier nur verwundet, angegriffen und zu Brei zerquetscht werden kann. Neumann scheint, nach seinen Berichten zu urteilen, den Herzschuss beim Elefanten dem Kopfschuss vorgezogen zu haben, obwohl er Elefanten manchmal mit letzterem tötete. Nach seiner Verletzung konnte er seine schweren Schwarzpulver-Waffen nicht mehr benutzen, so dass er einige der größten Bullen, die er je erlegte, mit der .303 zur Strecke brachte.

Später in seiner Jägerkarriere legte er sich eine doppelläufige .450 Rigby Nitro-Büchse zu und war von deren Tötungskraft sehr angetan. Die Elefanten in Britisch-Ostafrika bildeten große Stoßzähne aus, sodass es ihm möglich war, eine gute Anzahl mit Zähnen von über 100 lbs. Gewicht pro Stück zu erlegen.

Nachdem in Ostafrika mit dem Schutz des Wildes begonnen worden war, fand er es schwierig, sein Elfenbein aus dem Land zu bekommen, obwohl der Großteil davon außerhalb der britischen Einflusssphäre geschossen worden war. Obwohl die Regierung Einwände gegen seine Jagd erhob, schien sie es Arabern und anderen Einheimischen zu gestatten, ihr Elfenbein herauszubringen, obwohl sie gewusst haben müssen, dass vieles davon frisch geschossen war und nicht aus den Lagern stammte, die in der Vergangenheit von den alten Häuptlingen angelegt worden waren.

Neumann fühlte sich schlecht behandelt, da man ihn daran hinderte, in den Ländern zu jagen, in denen er ein Pionier gewesen war; er muss sich gefühlt haben wie der alte Stoßzahn-Bulle, der die Wildnis, die er nach Belieben durchstreift hat, verlassen und „neue Weiden" suchen muss. Er starb im Mai 1907 in London, und ich habe es immer bedauert, dass er der Öffentlichkeit kein weiteres Buch über seine späteren Abenteuer mit Elefanten hinterlassen hat.

In Njassaland war Sir Alfred Sharpe der bedeutendste Elefantenjäger, von dem ich gehört habe; aber obwohl er ein Buch über afrikanische Reisen geschrieben hat, hat er nie ein Werk veröffentlicht, das sich ausschließlich mit Elefanten befasst. Das ist schade, denn er verfügte über große Erfahrung in verschiedenen Teilen Afrikas.

Etwa zu der Zeit, als Neumann den Großteil seiner Jagden absolvierte, unternahm Graf Teleki eine Forschungsreise und entdeckte den Rudolf- und den Stephaniesee. Neumann hatte geglaubt, er sei der Entdecker des Rudolfsees, da er auf ihn stieß, bevor er von dessen Entdeckung erfuhr. Graf Teleki schoss eine gute Anzahl Elefanten und pflegte sie im offenen Gelände zu finden; etwas, das heute in diesem Land kaum noch vorkommt, da die Elefanten in den Busch und Wald als Deckung getrieben wurden.

Das einzige mir bekannte Buch, das sich ausführlich mit den Elefanten in Westafrika befasst, ist „The Congo Free State and its Big Game Shooting" von Henry Bailey („Bula N'zau"). Er benutzte eine .577 Express mit Vollmantelgeschossen, soweit ich mich erinnere, und scheint eine beachtliche Anzahl Elefanten erlegt zu haben. Der Zwergelefant des Kongo wurde in seinem Buch nicht erwähnt, daher vermute ich, dass er ihm nicht begegnet ist. Es handelt sich wahrscheinlich um eine extrem lokal begrenzte Art, die schwer zu finden ist.

Einige Standardwerke wurden von verschiedenen Autoren in Gemeinschaftsarbeit verfasst. Es gibt einen großen und teuren Band mit dem Titel „The Big Game of Africa and Europe", der von Selous, Millais und Chapman geschrieben wurde. Dann gibt es ein etwas älteres Buch, „The Great and Small Game of Africa" mit farbigen Tafeln, das ebenfalls kostspielig ist.

Viele alte Bücher, die sich mit dem afrikanischen Kontinent befassten – hauptsächlich südlich des Sambesi –, wurden geschrieben, und die meisten von ihnen haben sehr lange Titel. Da gab es J. Barrows „Travels into the Interior of Southern Africa" in zwei Bänden; und Burchells Werk mit fast genau dem gleichen Namen, ebenfalls in zwei Bänden. Dieses Werk ist selten und teuer.

In meinen Anmerkungen über die alten Elefantenjäger habe ich die Titel ihrer Bücher genannt, sofern sie welche geschrieben haben; es gab aber viele andere, die Elefanten

erwähnen, ohne sie sonderlich bejagt zu haben. Frühe afrikanische Entdecker mussten zwangsläufig gelegentlich auf ihre Fährten oder die Tiere selbst stoßen.

Zusätzlich zu den bereits genannten gibt es die Schriften von Alexander, Andersson, Barth, Bruce, Burkhardt, Burton, Campbell, Chapman, Clapperton, Daniell, Denham, Du Chaillu, Galton, Junker, Kerr, Le Vaillant, Lichtenstein, Monteiro, Myers, Petherick, Pringle, Schweinfurth, Speke usw. Dann, nicht ganz so alt, haben wir Swaynes „Seventeen Trips through Somaliland", Kirbys „In Haunts of Wild Game" und „Sport in East Central Africa", mehrere bedeutende Bücher von Sir H. H. Johnston wie „British Central Africa" und „The Uganda Protectorate" (zwei Bände); Lugards „The Rise of our East African Empire" (zwei Bände); Peases „Travel and Sport in Africa" (drei Bände); Gibbons' „Africa from South to North through Marotseland" (zwei Bände); und schließlich, aber keineswegs zuletzt, Millais' „A Breath from the Veld", ein wunderschön illustrierter und betitelter Band, denn der Titel scheint Visionen von langen Trecks durch die wildreichen Weiten Südafrikas heraufzubeschwören, als es noch ein Land war, in dem es sich zu leben lohnte.

KAPITEL IV: NEUZEITLICHE ELEFANTENJÄGER

Es ist schwierig, einen Zeitraum festzulegen, der die alten von den neuzeitlichen Elefantenjägern trennt, aber die meisten Menschen, die sich für Großwild interessieren, würden zustimmen, dass Selous und Neumann als die letzten der alten Jäger Afrikas bezeichnet werden könnten.

Die Einführung des Hochgeschwindigkeitsgewehrs könnte die Trennlinie bilden, abgesehen davon, dass Neumann eine Reihe seiner späteren Elefanten mit .303- und .450-Kordit-Gewehren schoss. Viele der alten Jäger waren Entdecker, die in neues Land vordrangen, und obwohl sie oft große Risiken eingingen, besaßen sie das alte Ansehen des weißen Mannes, das sie ein Stück weit trug. Die Einheimischen haben inzwischen festgestellt, dass der weiße Mann sterblich ist wie sie selbst und kein unverwundbarer Halbgott, der aus den Wolken gefallen ist, um sie für eine Zeit lang zu besuchen.

Andererseits ist die enorme Verbesserung der Präzision und Tötungskraft des modernen Gewehrs vielleicht nicht ein so großer Vorteil, wie viele Leute annehmen. Ständige Verfolgung hat die Tiere scheuer gemacht, und das gefährlichere Wild bewohnt dichteres Gelände, wo die flachere Flugbahn des Hochgeschwindigkeitsgewehrs keinen so großen Unterschied macht – außer dass seine überlegene Genauigkeit und Schussfolge ein großer Vorteil für den besonnenen Schützen ist. Es gibt viel mehr verwundete Tiere, was ebenfalls die Risiken erhöht. Lizenzen begrenzen die Anzahl des erlaubten Wildes, sodass ein Mann zögern mag, eine Kugel auf ein Tier abzugeben, das bedrohlich wird, denn wenn er es tötet, zählt es als eines auf der beschränkten Lizenz.

Keiner der alten Jäger, von denen ich weiß, erlebte größere Risiken oder wurde öfter verletzt als der verstorbene Major C. H. Stigand. Als er noch Hauptmann war, traf ich ihn 1903 in Zomba, Njassaland; und wir beschlossen, gemeinsam an einem Buch zu arbeiten, das schließlich 1906 unter dem Titel „Central African Game and its Spoor" bei Horace Cox im *Field*-Büro erschien. Während Stigand mit den einheimischen Namen beschäftigt war, verbrachte ich einige Zeit auf verschiedenen Reisen damit, die Zeichnungen der Fährten des verschiedenen Wildes anzufertigen, da nicht alle Arten in einem einzigen Distrikt vorkommen.

Dann reiste ich nach Mzazas am Luangwa-Fluss im nordöstlichen Rhodesien ab und hörte bald darauf, dass Stigand von einem Nashorn schwer verletzt worden war, das ihn

im hohen Gras ohne Provokation und ohne verwundet zu sein angegriffen hatte. Er zeigte mir 1906, als wir uns in London trafen, die verheilte Wunde, die wie eine untertassenförmige Vertiefung in seiner Brust nahe dem Herzen aussah. Ein halber Zoll tiefer hätte wahrscheinlich seinen Tod bedeutet.

Bald darauf, um genau zu sein drei Wochen später, marschierte er zweihundertvierzig Meilen mit seinem Regiment, den 1st King's African Rifles, als dieses unter Befehl nach Britisch-Ostafrika nach Süden verlegt wurde. Bei seiner Ankunft in Britisch-Ostafrika hörte er während der Fahrt mit der Uganda-Bahn auf dem Weg nach Nairobi, dass Löwen unter einen Wassertank an der Station Simba zum Trinken gekommen waren, und erhielt die Erlaubnis, dort auszusteigen und auf Ansitz zu gehen.

Die Löwen kamen, und er traf drei. Einer wurde verwundet, und er folgte ihm in der Dunkelheit; dieser sprang ihn an und warf ihn zu Boden. Stigand war ein sehr muskulöser Mann; als der Löwe sein linkes Handgelenk gepackt hatte, begann er, auf dessen Kopf einzuschlagen, woraufhin das Tier seinen Griff weiter oben am selben Arm ansetzte. Schließlich ließ es von ihm ab, und er schaffte es zur kleinen Station, wo er einen Zug nach Nairobi nahm und ins Krankenhaus musste. Am nächsten Tag sahen die Passagiere eines anderen Zuges den verwundeten Löwen in der Nähe liegen und bombardierten ihn aus den Waggons. Sonderbar, wenn man an den einzelnen Mann denkt, der ihm in der Dunkelheit folgte, im Gegensatz zu den „Sportsmännern", die im Zug blieben!

Ich sah die Schädel und Felle dieser drei Löwen in London und bemerkte, dass bei demjenigen, der Stigand zugerichtet hatte, der Unterkiefer durch eine Kugel gebrochen war, was zweifellos der Grund dafür war, dass er ihn nicht getötet hatte. Das Fell war voller Löcher von den Zug-Schützen! Nur ein oder zwei Jahre nach diesem Vorfall traf Stigand in Ostafrika einen Löwen, der in eine Höhle rannte, und er kroch ihm tatsächlich hinterher, fand ihn aber glücklicherweise verendet vor.

Nachdem er in den Sudan gegangen war, versuchte er ohne Gewehr, einen gartenplündernden Elefanten aus den einheimischen Feldern zu vertreiben; der Elefant griff ihn sofort an, warf ihn zu Boden und stieß ihm einen seiner Stoßzähne durch das Bein. Er musste zur Behandlung nach Hause kommen und muss danach extrem unter den Schmerzen in all seinen Wunden von wilden Tieren gelitten haben, besonders bei feuchtkaltem Wetter, das die Qualen in alten Verletzungen dieser Art wieder wachruft.

Stigand war ein außergewöhnlich tapferer Mann, denn er vertrat eine Idee, die er auch in die Praxis umsetzte: dass man die Einheimischen niemals glauben lassen dürfe, ein weißer Mann könne vor irgendetwas Angst haben. Das Kriechen in eine dunkle Höhle hinter einem verwundeten Löwen war ein solches Beispiel; und sein Handeln stand in völligem Gegensatz zu einer Entscheidung, die wir eines Tages trafen, als wir darüber stritten, was in bestimmten Situationen das Beste sei. Wir beschlossen, dass es töricht sei, leichtsinnig zu sein, wenn man keinen guten Grund dafür habe, da ein Großwildjäger nicht mit der Absicht ausziehe, Selbstmord zu begehen.

Bis zum Ende pflegte er jedoch eine Verachtung gegenüber Risiken, denn er wurde im Dezember 1919 getötet, als er eine Strafexpedition gegen die Aliab anführte, eine Sektion des Dinka-Stammes im Sudan. Er hatte das Kommando inne und ging gemeinsam mit Major White vor den Truppen her; er geriet in einen Hinterhalt, in dem beide Offiziere getötet wurden. Ich hörte, dass Stigand gut sechs der Feinde erschoss, bevor er fiel; aber es ist ein Jammer, dass ein so feiner Mann sterben musste, weil er eine Gefahr missachtete, von der er gewusst haben muss, dass sie vorhanden sein könnte. Oft habe

ich ihn sagen hören, wie leicht man bei einer Strafexpedition gegen Wilde in einen Hinterhalt geraten könne. Und so geschah es.

Er schrieb eine Reihe guter Bücher, darunter „The Game of British East Africa", veröffentlicht 1909 bei Horace Cox, *Field*-Büro. Dieses Werk ist technischer Natur, da er darin nicht viele seiner Abenteuer erwähnt. Sein bestes Buch ist zweifellos „Hunting the Elephant in Africa", veröffentlicht 1913 bei der Macmillan Company. Darin finden sich detaillierte Berichte über die meisten seiner knappen Begegnungen, außer jener mit dem Elefanten im Sudan, die sich erst später ereignete.

Als er 1904 eine Reise zum Bangweolusee unternahm, wurde er von einem Elefanten umgestoßen, der ihn beinahe zu fassen bekam. Als er nach dieser Reise durch Fort Jameson kam, zeigte er mir die „Shorts", die er damals trug; sie waren mit Blut getränkt, das vom Rüssel des Elefanten herabtropfte, als dieser über ihm stand, während er inmitten der Äste eines umgestürzten Baumes lag, in den er gefallen war.

Er schoss einige Elefanten in Njassaland und Nordost-Rhodesien, aber im Kongo und in Lado machte er seine größte Beute, wobei er einmal acht an einem Tag erlegte. Er schoss viele im Land der Alur, Madi und Lugware; in seinem Buch über den Elefanten sagt er: „Es war das erste Mal, dass ich mich inmitten einer großen Herde mit einer unbeschränkten Lizenz befand, und ich fürchte, ich habe mich ziemlich gehen lassen. Neue Herden kamen wogend aus dem Gras hervor, und ich erlebte aufregende fünf Minuten. Als sie abzogen, rannte ich hinter ihnen her, bis der letzte, auf den ich geschossen hatte, verschwand; und als ich ihm nachjagte, hörte ich ihn vor mir auf dem Boden röcheln. Ich war erschöpft von meinem langen Tag und dem Rennen und warf mich an einem schlammigen Wasserloch zum Trinken nieder, im Glauben, er sei erledigt. Als ich aufstand, war er verschwunden, und ich holte ihn nie wieder ein."

Es ist kein ungewöhnlicher Vorfall, dass ein Elefant scheinbar tot umfällt; ein solches Ergebnis ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass eine Kugel in der Nähe des Gehirns vorbeigeht, was eine Erschütterung und kurzzeitige Besinnungslosigkeit hervorruft.

Stigand benutzte in der Regel eine .256 Mannlicher, erwähnt aber in einem Brief an mich eine .318. Er versuchte auch eine .450 Kordit, mochte sie aber meines Wissens nicht. Er war zweifellos ein Anhänger kleiner Kaliber, aus demselben Grund wie ich. Es ist unerlässlich, dass der Jäger sein eigenes Gewehr trägt, um keine Chancen zu verpassen und für jeden Notfall bereit zu sein. Ich wage zu behaupten, dass kein Mann ein doppelläufiges .470-Gewehr, das über 11 lbs. wiegt, auf einem dreißig Meilen langen Marsch durch unwegsamen afrikanischen Busch unter einer mörderischen Sonne tragen und dabei gut schießen kann. Es ist natürlich, dass ein Mann seine beste Arbeit am Elefanten mit dem Gewehr leistet, das er auch für kleineres Wild wie Antilopen benutzt, da er dessen Genauigkeit in- und auswendig kennt.

Ich bin von einem Kritiker, der keine praktische Erfahrung mit der Jagd in Afrika hat, als „diktatorisch" beschuldigt worden, weil ich zur Verwendung kleiner Kaliber rate. Das ist absurd, denn natürlich kann jeder das Gewehr benutzen, das er bevorzugt; aber der Anfänger wird, wenn er Rat sucht, eher zufriedenstellende Informationen von dem Mann erhalten, der verschiedene Gewehre im Feld ausprobiert hat. Die Auftreffenergie, ausgedrückt in Fußpfund (foot-pounds), ist in der Praxis von geringem Wert. Worauf man achten muss, ist die Verwendung des richtigen Geschosstyps für das jeweilige Wild, wobei nur zwei Arten notwendig sind – Vollmantel und Expansionsgeschosse. Das Vollmantelgeschoss sollte die übliche stumpfe Nase haben, da scharfkantige Geschosse dazu neigen, an abgerundeten Knochen abzuprallen und die Richtung zu verlieren.

Da ich eine Leidenschaft für den Kauf von Gewehren hatte, habe ich die folgenden Waffen ausprobiert. Dies waren Schwarzpulvergewehre der Kaliber 4, 8, 10, .577, .500, .461 und .450 sowie Hochgeschwindigkeitswaffen der Kaliber .450, .404, .400, .375, .360, .355, .350, .333, .318, .311, .303, .275 und .256. Ich glaube nicht, dass ein größeres Kaliber als .350 für irgendein Tier in Afrika oder sonst wo auf der Welt benötigt wird, denn es ist bekannt, dass afrikanisches Wild zäher ist als Tiere in jedem anderen Teil der Welt. In Ländern mit sehr dichtem Dschungel bevorzugen manche Leute vielleicht ein großes Kaliber, aber ich behaupte: Wenn ein Mann sein Wild nicht gut genug sehen kann, um einen tödlichen Schuss anzubringen, sollte er überhaupt nicht schießen.

Ich glaube, dass ein Repetiergewehr (Magazin-Gewehr) ein zuverlässigeres Werkzeug ist als ein Einzellader mit Fallblockverschluss oder eine Doppelbüchse, und zwar aus folgenden Gründen: Fallblockgewehre neigen zum Klemmen, und die Schlagbolzen brechen häufiger als bei Repetiergewehren, die sehr selten versagen. Bei der Doppelbüchse mit ihren klappbaren Läufen kann ein Stück Zweig, ein Blatt oder Gras auf die Stoßfläche des Verschlusses geraten, was das Schließen verhindert – es sei denn, es wird der altmodische Seitenhebelverschluss verwendet. Obwohl er langsamer ist als ein Ober-, Seiten- oder Unterhebel-Schnappverschluss, würde ich den Seitenhebel-Verschluss wegen seiner größeren Kraft beim Schließen des Mechanismus bevorzugen. Mit einer Doppelbüchse hat man zwei schnelle Schüsse und muss dann warten, um nachzuladen – genau in dem Moment, in dem eine weitere Patrone entscheidend sein könnte. Sir Alfred Sharpe, der über große Erfahrung verfügt, zieht Repetiergewehre den Doppelbüchsen vor, und ich stimme ihm vollkommen zu.

Mein Freund, der verstorbene Kapitän Martin Ryan, war ein sehr guter Elefantenjäger und probierte verschiedene Gewehre aus. Ich denke, er erlegte die meisten seiner Tiere mit einem 7,9 mm (.311 Kaliber) Mauser, benutzte aber auch ein .416 Rigby Repetiergewehr und eine .375 Mannlicher. Er sagte, die .416 sei sehr tödlich, aber an einem langen Tag schwer zu tragen, da sie 10 lbs. wog. Das beste Gewicht liegt zwischen 7 und 8 lbs. Nachdem ich Afrika verlassen hatte, schrieb er mir eine Reihe von Briefen über tödliche Schüsse auf Wild – ein Thema, an dem wir beide sehr interessiert waren. Er war ein sehr guter Beobachter und machte sich die Mühe, die Oberseite eines Elefantenschädels zu öffnen, um die genaue Position der Gehirnhöhle zu lokalisieren. Einmal gab mir Ryan in Afrika eine Skizze der Gehirnhöhle eines Elefantenschädels, die ich in meinem Buch „Nyasaland for the Hunter and Settler“ (veröffentlicht bei Horace Cox) zeigte. Ich habe für dieses kleine Buch eine weitere Skizze angefertigt, die von Interesse sein könnte.

Ich erinnere mich, in Lilongwe in Njassaland einen kleinen Schädel einer Elefantenkuh gesehen zu haben, den Herr Gordon, der Magistrat, hatte halbieren lassen. Die Höhlung konnte daher nur von der Seite betrachtet werden; die Länge betrug etwa einen Fuß, und die Form ähnelte einer großen Wurst mit einer deutlichen Verengung in der Mitte. Dies zeigte deutlich, dass selbst das größere Gehirn eines Bullen ein extrem schwieriges Ziel ist, wenn man bedenkt, dass sich der Jäger gewöhnlich auf einer viel niedrigeren Ebene befindet und das Tier den Kopf bewegen kann; ganz zu schweigen von den anderen Hindernissen wie Vegetation, anderen Elefanten im Weg und oft schlechtem Licht für einen klaren Schuss. Von vorne betrachtet verringert sich die Größe erheblich, sodass man einen Treffer ins Gehirn eines angreifenden Elefanten fast als „Glückstreffer“ bezeichnen könnte.

Abgesehen von gelegentlichen Artikeln im *Field* schrieb Ryan nichts über seine Jagderfahrungen, außer in sehr interessanten Briefen an seine Freunde. Leider fiel er im

Oktober 1917 in Deutsch-Ostafrika, was ich sehr bedaure, da ich seine interessanten Briefe über das Wild und das wilde Leben, das wir so liebten, vermisse.

Einer der neuzeitlichen Jäger, der viele Elefanten erlegt hat, ist James Sutherland, der „The Adventures of an Elephant Hunter" (1912 bei Macmillan & Co.) schrieb. Sein bevorzugtes Gewehr war eine doppelläufige .577 Nitro-Büchse von Westley Richards, ausgestattet mit einem Einabzug. Dies ist eines der stärksten Gewehre, die je hergestellt wurden, da es ein Projektil von 750 Grain verschoss. Er erwähnt auch die Verwendung einer .318 desselben Herstellers, scheint aber ein Verfechter des größeren Kalibers gewesen zu sein. Bei Körperschüssen tötet es vielleicht etwas schneller, aber für Kopfschüsse halte ich es nicht für so gut wie das präzisere .318-Gewehr.

Kürzlich las ich einen höchst interessanten Band über die Elefantenjagd mit dem Titel „The Wanderings of an Elephant Hunter" von W. D. M. Bell; er spricht mich besonders an, weil der Autor voll und ganz auf die Verwendung der .256 und .275 für die Erlegung von Elefanten vertraut. Er zielte gewöhnlich auf das Gehirn, was zeigt, dass er ein Experte im Umgang mit kleinen Kalibern und zudem ein besonnener Jäger ist; denn man muss seine Sinne beisammen haben, wenn man sich darauf spezialisiert, das Gehirn zu treffen.

Würde man mich fragen, was die wichtigsten Eigenschaften eines guten Jägers sind, würde ich sagen, dass er zuallererst geduldig und beharrlich sein muss und sich durch Misserfolge nicht so leicht aus der Ruhe bringen lassen darf; zudem muss er in der Lage sein, auf Wild so ruhig zu schießen wie auf eine Scheibe. Gute Schützen auf dem Schießstand sind beim Wild selten zu gebrauchen, und umgekehrt. Es ist eine Sache, flach zu liegen und auf eine abgemessene Entfernung auf eine Scheibe zu schießen, die nicht wegläuft oder angreift, wenn sie falsch getroffen wird; und eine ganz andere, einen kühlen Kopf zu bewahren, wenn man erschöpft ist, ausgedörrt von einer mörderischen Sonne und möglicherweise zittrig vor Fieber. Einige wirklich gute Jäger sind eher mäßige Schützen, aber sie schaffen es, ganz gesammelt zu bleiben, wenn sie nahe am gefährlichen Wild sind, und – was das Wichtigste ist – zu warten, bis der Winkel passt, um einen Schuss anzubringen, der wahrscheinlich tödlich und entscheidend ist.

Erfolgreiches Schießen ist reine Formsache des Winkels, verbunden mit einer entsprechenden Kenntnis der Anatomie der Tiere. Herr Bells Buch ist sicherlich eines der besten, das ich kenne, was die Diagramme für tödliche Schüsse betrifft, obwohl ich persönlich beim direkten Seiten-Gehirnschuss bevorzuge, etwas näher an die Ohrenöffnung zu zielen, als er es rät. Man muss bedenken, dass es in Skizzen schwierig ist, exakte Winkel darzustellen; ein weiterer Punkt, den ich erwähnen möchte, ist, dass ein Mensch sich auf einer viel niedrigeren Ebene befindet als das Gehirn des Elefanten, wofür ein entsprechender Ausgleich geschaffen werden muss. Wenn man darauf zielt, ein verborgenes Objekt wie das Gehirn eines Elefanten zu treffen, bedeutet dies, dass die Kugel tiefer als das Ziel angesetzt werden muss, damit sie es trifft. Das gilt, wenn der Mann am Boden steht und somit unter dem Niveau des Elefantenkopfes ist. Alle Zeichnungen in diesem Buch sind exzellent, und eine mit dem Titel „Der wütende Bulle" ist außergewöhnlich gut.

Der größte Stoßzahnträger, der je von einem weißen Mann erlegt wurde, war einer, den Major P. H. G. Powell-Cotton schoss; das Elfenbein wog zusammen 372 lbs. Der größte Stoßzahn war 9 Fuß lang, hatte einen Umfang von 25 Zoll und ein Gewicht von 198 lbs. – wahrlich eine wundervolle Trophäe. Ich glaube, dieser Elefant wurde mit einem .400 Kordit-Gewehr von W. J. Jeffery and Co. erlegt. Major Powell-Cotton hat mehrere gute

Bücher über den afrikanischen Sport geschrieben, wie „A Sporting Trip Through Abyssinia“ und „In Unknown Africa“; beides sehr interessante Bände.

Ich halte eines der besten Bücher über das afrikanische Wild im Ganzen für „Animal Life in Africa“ von Major J. Stevenson-Hamilton. Es befasst sich ausführlich mit den Gewohnheiten der meisten südafrikanischen Faunen sowie mit anderen Themen. Es gibt jedoch einen kleinen Fehler in den Diagrammen, die die besten Schüsse für Elefant und Löwe zeigen, wo der Autor mit roten Markierungen die Position des Herzens bei diesen Arten darstellt. In beiden Fällen, insbesondere bei dem des Elefanten, wird die Position des Herzens viel zu hoch gezeigt; würde jemand so zielen wie geraten, würde das Herz sicher verfehlt, obwohl die Kugel die Lunge treffen könnte, was wiederum „eine andere Geschichte“ ist.

Herr T. A. Barns, der viele Elefanten geschossen hat, benutzte im Allgemeinen einen 7,9 mm (.311) Mauser, und er scheint den Herzschuss bevorzugt zu haben. Ich denke, er hielt ihn für das Beste, da er daran glaubte, nach dem ersten Schuss sein Magazin in das Tier zu entleeren; wenn also die erste Kugel das Herz verfehlen sollte, würden einige der anderen wahrscheinlich es oder die Lunge treffen. Innerhalb der letzten Jahre hat er einige gute Bücher über seine späteren Reisen geschrieben, das beste davon: „The Wonderland of the Eastern Congo“. Seine Frau hat ihn auf vielen seiner Reisen begleitet und war wahrscheinlich die erste weiße Frau, die Teile Afrikas besuchte, die den Europäern früher unbekannt waren.

Es gibt viele Männer – R. J. Cuninghame, Leslie Tarlton, Judd und andere – in Ostafrika, die eine gute Anzahl Elefanten geschossen und wenig über ihre Erfahrungen geschrieben haben. Einer der besten Jäger in Njassaland ist George Garden aus Mlanje, der viele Elefanten in diesem Land und in Portugiesisch-Ostafrika geschossen hat. Er benutzte hauptsächlich eine doppelläufige .450 No. 2 Kordit-Büchse, und da er ein exzellenter Schütze war, entkamen nur wenige Elefanten, die er traf. Einmal wurde er in portugiesischem Gebiet von einem Elefanten umgestoßen und hatte eine schwere Zeit, da er weit weg von medizinischer Hilfe war. Sein Wissen über das Wild und die Einheimischen ist wahrscheinlich größer als das von jedem anderen, der derzeit in Njassaland lebt.

In Nordrhodesien schossen mehrere der alten Magistrate eine Reihe von Elefanten; mir fallen die Namen Coryndon, Wallace, Croad, Leyer und Melland ein. Letzterer schoss den größten Stoßzahnträger, von dem ich gehört habe, dass er in Nordrhodesien erlegt wurde; sein Elfenbein wog 229 lbs. Der bessere Stoßzahn des Paares maß 7 Fuß 9 Zoll bei einem Umfang von 22 Zoll und wog 119 lbs. Dieser Elefant wurde 1904 geschossen. Herr Melland hatte keine Ahnung, dass das Elfenbein so gut war, als er auf diesen Elefanten feuerte. Ein Glücksschuss!

Ich traf einmal einen Italiener auf einem Dampfer auf dem Weg nach Hause, der mir erzählte, er habe etwa fünfzig Elefanten in Zentralafrika geschossen und dabei nichts anderes als einen .275 Rigby-Mauser benutzt – genau die Art von Gewehr, mit der Herr Bell so erfolgreich war. Ein Mann ist sicher erfahren, wenn er nichts als ein kleines Kaliber benutzt, denn im Allgemeinen denkt der Anfänger, dass nichts außer einem großen Kaliber etwas taugt!

Heutzutage, wo nur zwei bis vier Elefanten mit der Lizenz getötet werden dürfen, gibt es wirklich keine Notwendigkeit für einen Mann, sich mit einem großen Gewehr zu belasten; meiner Meinung nach ist es ein besserer Plan, zwei kleinkalibrige Gewehre desselben Kalibers mitzunehmen – das zusätzliche dient nicht nur als zweites Gewehr, wenn nötig, sondern auch als Ersatz für eines, das verunglückt sein oder auf irgendeine

Weise versagt haben könnte. Es ist kein ungewöhnlicher Vorfall in Afrika, dass beim Reisen auf einem Fluss oder See ein Einbaum untergeht, möglicherweise durch den Angriff eines Nilpferds; daher ist es besser, wenn man eine längere Wasserreise unternimmt, zwei Boote zu haben und die Hälfte des Nötigsten in jedes zu packen, falls ein Missgeschick passiert. Dies verhindert, dass man völlig gestrandet ist.

Wenn ich zurückginge, um in Afrika zu jagen, würde ich mir ein Paar .318 Mauser-Repetiergewehre kaufen, denn ich glaube, dass dies eine perfekte Größe für ein Allround-Gewehr ist; und ungeachtet der Kritiker, die nicht immer praktische Erfahrung als Rückhalt für ihre Meinung haben, bin ich kein Freund eines schweren Gewehrs, das sich gewöhnlich irgendwo im Hintergrund befindet, wenn es am dringendsten gebraucht wird.

Ich glaube, es wird noch lange dauern, bis der Elefant in Afrika ausgerottet ist, denn es gibt immer noch weite Gebiete unberührten Landes. Schließlich sieht der Entdecker, der in die unbetretene Wildnis vordringt, nur einen kleinen Teil des Landes zu beiden Seiten, und es gibt immer immense Räume, die er nicht besucht. Erst wenn ein Land besiedelt wird und Eisenbahnen und Straßen gebaut werden, zieht das Wild weiter; denn es sind der ständige Lärm und die unaufhörlichen Störungen, die dazu führen, dass es sich zerstreut und seine alten Reviere verlässt.

Zum Abschluss dieses Kapitels gebe ich eine Liste der einheimischen Namen für den Elefanten in verschiedenen Teilen Afrikas an, die für angehende Jäger nützlich sein könnte:

| Sprache | Name |

| | |

| **Chinyanja** | Njobvu |

| **Chiyao** | Ndembo |

| **Zulu (Ngoni)** | Nkhlovu |

| **Chikunda** | Mzou |

| **Suaheli** | Tembo, Ndovu |

| **Chisenga** | Njovu |

| **Chibisa** | Nzovu |

| **Chiwemba** | Zofu |

| **Dinka** | Aku |

| **Galla** | Arib |

| **Turkana** | Etum |

| **Sudani** | Feil |

| **Haussa** | Gewa |

| **Somali** | Marodi |

| **Waganda** | Njovu |

| **Kalahari (Buschmann?)** | Thloo |

| **Abyssinier** | Zahun |

Zusätzlich zu den oben genannten haben die Ureinwohner von Njassaland, Nordwest- und Nordost-Rhodesien sowie dem angrenzenden Gebiet von Portugiesisch-Ostafrika Namen für einen stoßzahnlosen männlichen Elefanten wie folgt:

- **Chinyanja:** Nyungwa
- **Chikunda:** Mowi
- **Chiwemba:** Tondo
- **Zulu (Ngoni):** Kamgwara
- **Chiyao:** Nachuula
- **Chibisa:** Nachuula

Der Stamm der Chikunda verwendet folgende Namen, um verschiedene Elefanten zu unterscheiden:

- **Golongwa:** Männchen mit Stoßzähnen von etwa 20 lbs., die mit einer Herde von Weibchen ziehen.
- **Batwa:** Bullen, deren Stoßzähne eine Last für einen einzelnen Mann darstellen (30 bis 60 lbs. pro Stück).
- **Pinga:** Bullen mit Stoßzähnen, von denen einer eine Last für zwei Männer darstellt.
- **Hurukazi:** Eine Ansammlung von Elefantenkühen oder deren Elfenbein.

KAPITEL V: DAS ELFENBEIN DES ELEFANTEN

Als die Natur den Elefanten schuf, war es ein unglücklicher Umstand für das Tier, dass sein Elfenbein die Habgier des Menschen weckte. Der Mensch selbst hat darunter gelitten, denn wer hat nicht die schaurige Geschichte der Elfenbeinkarawanen gelesen, die hauptsächlich aus Arabern niederer Kasten bestanden, die Sklaven raubten oder kauften, um die Stoßzähne an die Küste zu tragen, von wo sie nie zurückkehrten. In Südafrika waren die frühen Händler meist britischer Abstammung, obwohl es auch eine Handvoll Holländer, Deutsche und Juden gab. Diese Männer brachten ihr Elfenbein gewöhnlich in Ochsenkarren an die Küste oder zum nächsten Bahnanschluss, sodass dieses Geschäft nicht mit der schrecklichen Grausamkeit behaftet war, wie in den tropischeren Gebieten, wo aufgrund der Tsetsefliege ein Tiertransport unmöglich war. Die meisten der alten Pionierjäger handelten mit Elfenbein, und auf ihrer Reise ins Innere wurden die Wagen mit Handelsgütern wie billigen Gewehren, Pulver, Blei, Perlen, Stoff sowie Kupfer- und Messingdraht beladen; all dies war bei den Ureinwohnern Südafrikas sehr begehrt.

Roualeyn Gordon Cumming erwähnt in seinem bekannten Buch „A Hunter's Life in South Africa“, wie er mit Sicomy, dem Oberhäuptling der Bechuana, in seinem Kraal in Bamangwato Handel trieb. Zuerst gab Sicomy ihm drei große Stoßzähne für ein einziges Musketengewehr, von denen Gordon Cumming sagt, dass eine Kiste mit zwanzig dieser minderwertigen Waffen 16 £ kostete. Ein Gewehr vom Typ „Gasrohr“ im Wert von 16 Schilling war sicher nicht viel für etwa 120 lbs. gutes Elfenbein, da ein guter Stoßzahn in jenen Tagen etwa 40 lbs. wog. Das Elfenbein war zudem von bester Qualität, da es sich wahrscheinlich um die „weiche“ Sorte handelte. Er bemerkt in seinem Buch, dass er verärgert war, als der Preis auf zwei Stoßzähne für ein Gewehr sank; obwohl er auch erwähnt, dass er beim Handel 3.000 Prozent Gewinn machte, was er für einen fairen Profit hielt!

Es ist interessant zu lesen, dass Elfenbein zu jener Zeit (1850) auf dem Londoner Markt zwischen 28 £ und 32 £ pro Zentner (cwt.) erzielte. Heute würde Elfenbein ähnlicher Qualität leicht 125 £ pro Zentner einbringen.

Viele Elefanten wurden von Einheimischen geschossen, die von den Arabern und anderen in das Elefantenland geschickt wurden, aber die großen Vorräte der Einheimischen stammten von Tieren, die in Fallgruben, Speerfallen, durch vergiftete Speere und Pfeile getötet wurden oder die nach Verwundungen oder an Altersschwäche verendet aufgefunden wurden. Elefanten müssen irgendwann sterben, obwohl ich glaube, dass ein Elefant leicht ein Alter von 150 Jahren erreichen kann. Zweifellos suchen sie, wenn sie fühlen, dass ihre Tage auf Erden gezählt sind, den abgelegensten Ort auf, den sie finden können.

Ich habe aus mehreren Gründen, die ich zu erklären versuchen werde, nie an diese sogenannten „Elefantenfriedhöfe“ geglaubt.

Der erste Grund ist, dass, wenn ein Elefant (oder irgendein Tier) stirbt, der Kadaver bald von Geiern gesehen wird, die sich in Scharen sammeln, um das Fleisch zu fressen. Zuerst sichtet ein Vogel den Leichnam und beginnt seinen langen spiralförmigen Abstieg, was schnell andere Vögel anlockt. Die Einheimischen wissen das und suchen ständig den Himmel nach diesen Aasfressern der Luft ab, sodass sie schnell zum Ort des Geschehens geführt werden, um an das Fleisch zu gelangen – und natürlich, wenn es ein Elefant ist, auch an die Stoßzähne. Diese gehörten dem Oberhäuptling des Territoriums, bevor die Europäer den Großteil Afrikas übernahmen. Wenn der Elefant in dichter Deckung stirbt, werden ihn die Geier wahrscheinlich nicht entdecken, da sie fast ausschließlich mit den Augen arbeiten; aber andere Aasfresser wie Löwe, Leopard, Hyäne und Schakal wittern ihn, und ihr Knurren oder Heulen wird von den menschlichen Bewohnern gehört, die wunderbar geschickt darin sind, Geräusche zu orten. So finden sie das Fleisch bald darauf und nehmen es mit. Handelt es sich um einen Elefanten, werden natürlich die Stoßzähne mitgenommen.

Das sind zwei gute Gründe gegen die Theorie, dass Elefantenstoßzähne in großer Zahl gefunden werden; aber es gibt noch einen dritten.

Einmal kannte ich in Nordrhodesien einen Mann, der mehrere Elefanten in portugiesischem Gebiet geschossen hatte, was wohl gegen das portugiesische Gesetz verstieß – obwohl es nicht gegen den natürlichen Jagdinstinkt eines Elefantenjägers verstieß. Da mein Freund das Elfenbein nicht veräußern konnte, vergrub er es in einer Senke nahe einem Bach. Er erzählte mir davon, also fragte ich ihn, wie lange es schon unter der Erde liege, und er sagte „mehrere Monate“. Ich antwortete, dass es wahrscheinlich verrottet sei. So gingen wir eines Abends mit einer Hacke und einem Gewehr los, um seine „Boys“ glauben zu lassen, wir suchten einen Bock für die

Vorratskammer. Die Stoßzähne lagen etwa drei Fuß tief, und als wir die acht herausholten, war kein einziger unversehrter darunter. Einige waren völlig schwammig geworden und ließen sich wie ein Stück Gummi zusammendrücken. Sie hatten ihren gesamten Wert verloren und waren für nichts mehr zu gebrauchen, was für den „Wilderer“ nach seinen Abenteuern beim Erlegen der Tiere eine herbe Enttäuschung war. Soviel zu vergrabenem Elfenbein!

Trotz dieses Vorfalls scheint es jedoch kaum Zweifel zu geben, dass Stoßzähne gelegentlich in gutem Zustand bleiben, nachdem sie viele Jahre vergraben waren. Möglicherweise enthalten bestimmte Böden Chemikalien, die Elfenbein konservieren; in dem Fall, den ich in Afrika sah, waren diese jedoch sicher nicht vorhanden. Die alten Häuptlinge bewahrten Elfenbein oft auf den Lehmböden ihrer Hütten auf, aber diese Gebäude waren trocken. Sie mögen es unter dem Boden vergraben haben, wo es durch die ständig brennenden Feuer Tag und Nacht trocken blieb.

Kein Einheimischer mit klarem Verstand würde eine so wertvolle Substanz wie Elfenbein im offenen Busch vergraben, da es unweigerlich gestohlen würde. Ich weiß von einem Dorfältesten, der einige Stoßzähne in einem Viehkraal unter einem Grasdach vergrub; der Boden dort war schwarz und durchtränkt vom Mist und Urin der Ochsen. Einer dieser Stoßzähne war schwärzlich verfärbt, als wäre er in nassen Ruß getaucht worden. Er sah morsch und wertlos aus.

Ich habe Stoßzähne gesehen, die aus dem Reetdach einer Hütte kamen und eine wunderschöne mahagonirote Farbe hatten. In meiner großen Hütte in einem permanenten Jagdlager, das ich am Bua-Fluss in Njassaland errichtete, deckte ich die Decke mit gelblichen Schilfrohren ab. Innerhalb weniger Wochen hatte der beißende Rauch des Holzfeuers die Rohre in dem erwähnten Mahagoniton gefärbt. Die rötlich gefärbten Stoßzähne, die den heimischen Markt erreichen, wurden wahrscheinlich auf diese Weise gelagert. Ein schwerer Stoßzahn wäre jedoch zu gewichtig für eine solche Lagerung, da die leichten Stangen und das Reet brechen und ihn herunterfallen lassen würden.

Man stellt fest, dass Elfenbein von Ratten angenagt wird; solche Stoßzähne wurden wahrscheinlich in den Grasdächern von Hütten gelagert, in denen es oft von Nagetieren wimmelt, die dort leben und nur nachts oder bei Ruhe in der Hütte zum Boden herabsteigen.

Was Elfenbein am meisten zersetzt, ist feuchte Hitze; und ein Angoni am Bua-Fluss erzählte mir, dass der verstorbene Mpseni, der Oberhäuptling des Angoni-Stammes in jenem Viertel, einmal versuchte, einige vergrabene Stoßzähne an Carl Weise (einen alten Händler) zu verkaufen, aber dieser wollte nicht handeln, weil sie durch Feuchtigkeit verdorben waren. Danach pflegte Mpseni (ausgesprochen Impa-saini) sein Elfenbein, oder den Großteil davon, auf dem Boden seiner großen Hütte aufzubewahren, bedeckt mit den Fellen von Löwen, Leoparden und Wild. Auf diesem primitiven Sitz pflegte er den Mitgliedern seines ungebärdigen Volkes Recht zu sprechen; denn die Angoni waren der Schrecken der umliegenden Stämme Zentralafrikas.

Ich kannte viele von Mpsenis Söhnen und Enkelkindern, und seine Hauptfrau lebte in der Nähe meines Lagers. Wann immer ich Wild schoss, kam sie und bat um Fleisch, und sie bekam es immer. Sie war eine vertrocknete alte Hexe, die in der Vergangenheit wahrscheinlich maßgeblich am Tod vieler Menschen beteiligt war. Unter Mpsenis Söhnen kannte ich Mameza, Makumbi und Shaiiri gut. Letzterer begleitete mich oft auf der Jagd, und er erzählte mir viel über das Leben in den alten Tagen, bevor die Weißen in das Land einfielen und allerlei lästige Gesetze und Beschränkungen einführten. Die Einheimischen

waren in jenen Zeiten glücklicher, als sie frei waren, ihre Streitigkeiten auf die gute alte Weise mit Speeren oder Knobkerries (Wurfkeulen) beizulegen. Doch auch wenn die Angoni dazu neigen, der blutigen Vergangenheit nachzutrauern, so hat unsere Anwesenheit viele der kleineren Stämme vor der Ausrottung bewahrt; denn die Angoni (früher als „Mazite" bekannt) waren, wie ihre Cousins, die Matabele, eine mörderische Bande von Strolchen.

Einer der Männer (ein Angoni), der meine Patronentasche und Kamera zu tragen pflegte, erzählte mir, dass sein Volk bei Raubzügen gegen die Achewa und andere kleine Gemeinschaften oft Kinder und Ziegen tötete und den Körper eines Kindes auf den Boden eines großen Topfes legte, der obenauf mit Ziegenfleisch gefüllt war. Nachdem sie abgezogen waren, kehrten die Leute, die in den Busch geflohen waren, ausgehungert zurück, um das Ziegenfleisch zu essen, das durch den Bratensaft ihrer Nachkommen darunter gewürzt war. Dies wurde vom Erzähler als großer Witz betrachtet, der dabei wie ein völlig harmloses und freundliches Exemplar Mensch aussah; was beweist, dass das Aussehen nicht immer ein genauer Index für den Charakter ist.

Ich fragte Einheimische oft, ob sie jemals eine große Ansammlung von Stoßzähnen zusammen im Busch gefunden hätten, und sie antworteten stets, dass dies nie der Fall gewesen sei. Gelegentlich mag ein Einzelner, der als Erster einen toten Elefanten findet, das Elfenbein durch Vergraben versteckt haben, wenn ihm nicht danach war, es seinem Häuptling zu überlassen; aber nicht oft, denn er hätte nach der Entdeckung eines solchen Umstandes ein unglückliches Dasein gefristet. Es laufen immer noch viele Männer in Afrika ohne Hände, Ohren, Nase oder Augen herum; diese Körperteile wurden ihnen wegen Diebstahls oder anderer Verbrechen nach Stammesrecht abgeschnitten.

Auch Frauen sieht man, die durch Verstümmelungen schrecklich entstellt sind. Wenn das Todesurteil für schwere Verbrechen von Mpseni verkündet wurde, geschah dies gewöhnlich durch Erdrosseln, indem der Mann oder die Frau mit *Maluzi* (einheimischer Rindenschnur) an einen Baum gebunden wurde. Wenn der Tod nicht vor Einbruch der Nacht eintrat, erledigten Hyänen oder ein menschenfressender Löwe das Opfer.

Es wäre unnötig, alle Verwendungszwecke aufzuzählen, für die Elfenbein genutzt wird, aber um einige zu nennen: Wir haben Billardkugeln, Armreife, Bürstenrücken, Serviettenringe, Messergriffe und so weiter. Sogar heute noch wird eine immense Menge Elfenbein aus Afrika exportiert, und vieles davon erreicht die Londoner Docks.

Es gibt eine Reihe von Elfenbeinhändlern, und ich hatte das Glück, von der Firma Messrs. Lewis & Peat Ltd., 6 Mincing Lane, London, E.C. 3, umfassende Informationen über die Handelsbedingungen, Qualitäten, Preise usw. von Elfenbein zu erhalten. Dies ist naturgemäß Fachwissen, und nur wenige Menschen (einschließlich der afrikanischen Elefantenjäger) dürften solche Informationen in irgendeinem mir bekannten Werk finden. Es mag auch für künftige Generationen von Interesse sein, den Wert von Elfenbein in dieser Zeit zu kennen; denn Broschüren und Aufzeichnungen gehen verloren, während solche Informationen in Form eines Buches eher überdauern.

Ich werde daher mit der Erlaubnis von Messrs. Lewis & Peat aus ihrer Broschüre wie folgt zitieren:

„ELFENBEIN"

ALLGEMEINE INFORMATIONEN

(Überarbeitet im April 1923)

„Zum Nutzen von Kaufleuten, Händlern und Versendern freuen wir uns, einige Einzelheiten und allgemeine Informationen über Elfenbein aus kommerzieller Sicht darzulegen.

Wenn von Elfenbein die Rede ist, wird darunter stets der Stoßzahn des Elefanten verstanden, da es viele minderwertige Arten von Elfenbein gibt, wie das vom Walross, dem Flusspferd (See-Pferd), dem Wildschwein und dem Narwal – einer Walart, die in den arktischen Regionen lebt und ein langes, gerades, aber spiralig gewachsenes Horn hervorbringt. Die Zähne einiger Wale sind ebenfalls Elfenbein, wenn auch von geringem Wert.

Afrika ist heute praktisch das einzige Land, aus dem Lieferungen bezogen werden. Aus Indien kommt sehr wenig. Große Mengen werden in Zentral- und Nordafrika sowie im Sudan produziert, sowohl von der ‚harten' als auch der ‚weichen' Sorte.

Aus Abessinien werden jedes Jahr nur geringe Mengen verschifft – es handelt sich um ‚weiches' Elfenbein von guter Qualität.

Regelmäßige Lieferungen kommen von der Ostküste Afrikas, meist aus Sansibar und Mombasa; dies sind die Verschiffungshäfen und Handelszentren für diesen Teil Afrikas einschließlich Uganda und Britisch-Ostafrika, dem heutigen Kenia.

Ordentliche Lieferungen kommen aus Mosambik, deren Qualität gut und stets ‚weich' ist. Beira ist der Verschiffungshafen, und das Elfenbein wird aus Rhodesien und Portugiesisch-Ostafrika bezogen.

Die größte Bezugsquelle ist natürlich West- und Zentralafrika, umfassend den Belgischen Kongo, den Französischen Kongo, Nigeria, Gabun und Kamerun, sowie ein wenig von weiter südlich – Portugiesisch-Westafrika, mit Benguela als Hafen.

Der Großteil des Elfenbeins von der Westküste und aus Zentralafrika ist von der ‚harten' Sorte, obwohl immer eine gewisse Menge an ‚weichem' Elfenbein gefunden wird, dessen Qualität jedoch meist grob und nicht so gut ist wie jene von der Ostküste oder das ‚weiche' ägyptische und abessinische Elfenbein.

- (1) Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, dass Elfenbein größtenteils tot im Dschungel gefunden und von Einheimischen sowie organisierten Expeditionen aus den ‚Friedhöfen' gesammelt wird. Diese werden so genannt, weil die Elefantenherden, die bestimmte Regionen bewohnen und auf der Suche nach Wasser und Nahrung von Ort zu Ort wandern, angeblich bestimmte Plätze zum Sterben gewählt haben; werden diese ‚Friedhöfe' entdeckt, ergibt dies einen guten Fang an Elfenbein. Es wird geschätzt, dass heute ein größerer Prozentsatz an Elfenbein geschossen wird als noch vor einigen Jahren; dies mag sogar 50 Prozent betragen.

- (2) Obwohl die Elefanten bereits vor vielen Jahren gestorben sein mögen, bleiben die Stoßzähne völlig intakt und gut, außer vielleicht dort, wo der Boden sehr feucht oder sumpfig ist, wodurch das Elfenbein ‚muffig' oder verwittert (stale) würde.

- (3) Es gibt eine Geschichte von Elefanten, die aus der Luft bombardiert wurden. Dies geschah während einer Pause der militärischen Operationen im Großen Krieg in ‚Deutsch'-Ostafrika, als einige junge Flieger die Idee entwickelten, Elefanten zu

bombardieren und anschließend die Stoßzähne einzusammeln. Sie losten aus, und die Tat wurde vollbracht; die Bombe traf den Anführer einer Herde. Das Ergebnis war vom kommerziellen Standpunkt aus nicht sehr befriedigend; denn nicht nur wurde eine Anzahl von Elefanten in Stücke gerissen, sondern das größte gefundene Stück Elfenbein war nicht größer als eine Hand.

Mammut-Elfenbein

(4) Eine gewisse Menge Mammut-Elfenbein wird ständig im Norden Sibiriens in mehr oder weniger verfallenem Zustand gefunden und ist von geringem oder gar keinem Wert. Gelegentlich finden sich jedoch einige Stoßzähne in einem passablen Erhaltungszustand, die von kommerziellem Wert oder vielleicht als Sammlerstücke von Interesse sein können. Der Schädel eines Mammuts wurde kürzlich entdeckt und bei den Londoner Auktionen verkauft. Er war in einem perfekten Erhaltungszustand und erregte großes Interesse.

„Weiches" und „Hartes" Elfenbein

(5) Es ist extrem schwierig, den Unterschied zwischen ‚hartem' und ‚weichem' Elfenbein zu erklären. Farbe, Größe und Form helfen nicht dabei zu bestimmen, ob ein Stoßzahn ‚hart' oder ‚weich' ist. Das erfahrene Auge kann es am allgemeinen Erscheinungsbild erkennen, obwohl gelegentlich sogar das Aussehen täuscht; erst nach dem Aufschneiden des Stoßzahns für die Fabrikation kann die wahre Beschaffenheit festgestellt werden.

Das Herkunftsland ist ein wichtiger Hinweis darauf, ob Elfenbein ‚hart' oder ‚weich' ist. Im Allgemeinen produziert die Ostküste Afrikas ‚weiches' Elfenbein, während jenes von der Westküste ‚hart' ist. In Zentralafrika, Nigeria und dem ägyptischen Sudan werden sowohl ‚hartes' als auch ‚weiches' gefunden.

Elfenbein aus:

- **Abessinien und Mosambik** ist immer „weich".
- **Gabun und Kamerun** ist immer „hart".
- **Zentralafrika, Kongo, Niger** meist „hart", aber manchmal „weich".
- **Ägyptischer Sudan, Mombasa und Sansibar** meist „weich", aber einiges „hart".

Sehr kleine Mengen Elfenbein kommen aus Siam; dieses ist von anderer Natur und kann nicht als ‚weich' beschrieben werden, obwohl es nicht wirklich ‚hart' wie das afrikanische ist.

Männlich und Weiblich

Die Stoßzähne des männlichen Elefanten sind leicht an dem Wuchs und der Länge der ‚Hohlung' (hollow) zu erkennen. Der männliche Stoßzahn kann sehr große Dimensionen erreichen – über 8 Fuß lang und bis zu 160 lbs. Gewicht, was natürlich außergewöhnlich ist –, während der weibliche Stoßzahn selten eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von etwa 30 lbs. überschreitet. Die Hohlung des männlichen Stoßzahns kann sich über die Hälfte oder drei Viertel der Gesamtlänge erstrecken, und der Stoßzahn ist an der Basis im Verhältnis viel breiter als der weibliche Stoßzahn. Letzterer ist ‚dicht gewachsen' (close

grown) mit einer sehr kurzen Hohlung, hat zudem über die größte Länge praktisch denselben Durchmesser und verjüngt sich nur sehr allmählich zur Spitze hin.

Sortiment und Größen

Stoßzähne können wie folgt klassifiziert werden:

- **Sehr groß und außergewöhnlich:** 100 lbs. pro Stück und mehr
- **Groß:** 50 bis 100 lbs.
- **Mittel:** 30 bis 50 lbs.
- **Armreif-Größen (Bangle sizes):** 10 bis 30 lbs.
- **Scrivelloes (eng und weit):** 1 bis 14 lbs.

Armreif-Stoßzähne (Bangle Tusks)

Werden so genannt, weil sie eine geeignete Größe und Form haben, um Stücke bestimmter Maße für die Herstellung von Armreifen daraus zu schneiden. Sie müssen völlig gesund sein, keine Risse aufweisen, nicht krank oder in irgendeiner Weise defekt sein.

Scrivelloes

Sind die kleinen Stoßzähne unter durchschnittlich 15 lbs.

Eng-Scrivelloes (Close Scrivelloes): Sind die kleinen weiblichen Stoßzähne unter durchschnittlich 15 lbs. und weniger als 2 Zoll Durchmesser am Ende der Hohlung. (Halb-eng: dasselbe mit einer längeren Hohlung.)

Weit-Scrivelloes (Wide Scrivelloes): Sind die kleinen Stoßzähne des männlichen Elefanten unter durchschnittlich 15 lbs.

Billardkugel-Scrivelloes: Sind weibliche Stoßzähne, entweder ‚hart' oder ‚weich', die für die Herstellung von Billardkugeln geeignet sind. Sie müssen am Ende der Hohlung einen Durchmesser von mehr als 2,5 Zoll haben und können bis zu 3,25 Zoll messen. Das Durchschnittsgewicht spielt keine Rolle, aber der Stoßzahn muss vollkommen gesund sein. (Bagatellkugeln werden aus der gleichen Art von Stoßzähnen hergestellt, mit einem Durchmesser von 2 bis 2,5 Zoll.)

Rund und Flach

Diese Begriffe sind auf Stoßzähne jeder Größe anwendbar, insbesondere aber auf Armreif-Größen und Scrivelloes. Ein Stoßzahn gilt als ‚rund', wenn der Unterschied zwischen dem größeren und kleineren Durchmesser an keinem Punkt des Stoßzahns 20 Prozent überschreitet; ein Stoßzahn wird daher als ‚flach' bezeichnet, wenn der größere Durchmesser mehr als 20 Prozent über dem kleineren Durchmesser liegt.

Defekte und Krankheiten

Ein Elfenbeinstoßzahn kann in vielerlei Hinsicht defekt sein, abgesehen davon, dass er gerissen ist; es ist eine absolute Ausnahme, einen vollkommen gesunden Stoßzahn zu finden. Der Wert hängt natürlich weitgehend vom Zustand und dem Ausmaß des Schadens ab. Einiges Elfenbein, insbesondere ägyptisches, neigt eher zur Rissbildung als andere Sorten wie Kongo-Elfenbein; dies mag durch plötzliche und große Temperaturwechsel erklärt werden.

Risse treten gewöhnlich in der Hohlung auf und können sich beliebig weit an der Innenseite der Stoßzähne ausdehnen, ohne sich außen überhaupt zu zeigen – außer im Falle sehr schlimmer Risse, die sich über die ganze Länge erstrecken können. Kleinere Risse oder ‚Oberflächenrisse' (skin shakes) sind sehr täuschend, da sie mehr oder weniger ernsthaft sein und durch die Außenhaut in das Elfenbein eindringen können.

Es gibt viele Formen von Krankheiten, die den Wert eines Stoßzahns mindern, je nachdem, wie weit sie sich in das Elfenbein gefressen haben. Die häufigste, aber am schwersten zu erkennende Krankheit ist ein Wuchs in der Spitze des Stoßzahns, bekannt als ‚Bean-Spitze' (Beany point) oder, wenn schlimm, als ‚kranke Spitze'. Der Wuchs hat seine Wurzel gewöhnlich am äußersten Ende der Hohlung und wächst durch den massiven Teil des Stoßzahns bis zur Spitze, wo er sich in Form von verfärbten Flecken zeigt. Er kann gerade durch das Herz wachsen oder sich in alle Richtungen ausbreiten; es ist fast unmöglich, vom äußeren Anschein her das Ausmaß des Wuchses und die daraus resultierende Wertminderung zu beurteilen.

Krankheiten innerhalb der Hohlung oder an der Außenseite des Stoßzahns sind auffälliger und von ganz anderem Charakter, eher in der Art von Fäulnis.

Manchmal findet man Kugeln, die in einen Stoßzahn eingebettet sind, ohne jedes äußere Anzeichen oder Merkmal; in der Regel verursacht eine Kugel jedoch Risse oder Fäulnis im Elfenbein. Einmal wurde eine uralte metallene Speerspitze entdeckt, die fest im Zentrum eines mittelgroßen Stoßzahns saß; falls ein Beweis nötig war, dass es außen keine Spur gab, die darauf hindeutete, wo oder wie der Speer eintrat, so wurde dieser durch den Schaden erbracht, der an der Säge entstand, als der Stoßzahn halbiert wurde.

- (6) Es gibt viele weitere Arten, wie Elfenbein defekt sein kann; einige Stoßzähne sind von Tieren wie Ratten angenagt, während eine häufigere Art von Defekt die ‚Muffigkeit' oder Verwitterung (staleness) ist. Ein verwitterter Stoßzahn kann nur an der Außenhaut oder der Schale betroffen sein, oder er kann so schlimm sein, dass er völlig ‚vergangen' (perished) ist; der Wert wird dann nach dem Grad der Verwitterung geschätzt.

Vergleichswerte

Es bestand schon immer eine stetige Nachfrage nach Elfenbein, und obwohl die Preise schwanken, wird der Markt normalerweise durch das Angebot reguliert. Gegen Ende des Jahres 1919 und während der ersten Monate des Jahres 1920 ging das Angebot zurück, was dazu führte, dass die Preise schnell in abnormale Höhen getrieben wurden – hauptsächlich durch spekulative Käufe zusätzlich zur allgemeinen Handelsnachfrage. Infolgedessen dauerte es nicht lange, bis große Lieferungen herangebracht wurden, und Elfenbein aus unerwarteten und ungewöhnlichen Quellen war bald vor Ort. Die Preise, die in weniger als sechs Monaten um etwa 300 Prozent in die Höhe getrieben worden waren, fielen daher ebenso rasch um 150 Prozent.

Es kann davon ausgegangen werden, dass im Allgemeinen gilt: Je größer der Stoßzahn, desto wertvoller; d. h. nimmt man einen Stoßzahn von 50 lbs. zu einem Preis von sagen wir 50 £ pro Zentner an, so läge der Wert eines Stoßzahns von 100 lbs. wahrscheinlich bei etwa 65 £ pro Zentner; dies ist jedoch nicht immer der Fall.“

Ebenso gilt: Je kleiner der Stoßzahn, desto weniger wertvoll ist er; auf derselben Basis wären Stoßzähne mit einem Gewicht von 15–20 lbs. etwa 35 £ bis 40 £ pro Zentner wert, und Scrivelloes entsprechend weniger. Es gibt zwei herausragende Ausnahmen bei dieser Art der Wertschätzung, nämlich **Armreif-Stoßzähne** und **Billardkugel-Scrivelloes**, für die aufgrund der speziellen Nachfrage eigene Preise gelten.

Diagramm

Das folgende Diagramm zeigt die Marktbewegungen der letzten 16 Jahre im Vergleich zum Lagerbestand in London am Ende jedes Jahres. Die für jedes Jahr angegebenen Höchstpreise (sowie die Höchst- und Tiefstpreise im Jahr 1920) beziehen sich jeweils auf „harte“ und „weiche“ Stoßzähne mit einem Durchschnittsgewicht zwischen 50 und 100 lbs.

Öffentliche Verkäufe

Die öffentlichen Verkäufe in London finden alle drei Monate statt, beginnend im Januar, und werden regelmäßig von Käufern aus Amerika, dem Kontinent und dem heimischen Handel besucht. Das Elfenbein wird angelandet und im „Ivory Floor“ der London Docks gelagert und dort zur Besichtigung ausgelegt, bevor die Auktionen stattfinden.

Gebühren etc.

Hafengebühren und Verkaufskosten machen nur einen kleinen Bruchteil des Gesamtwertes aus, wie aus der folgenden Pro-forma-Verkaufsabrechnung hervorgeht.

Pro-forma-Verkaufsabrechnung (April 1923)

(Zusammenfassung der wichtigsten Daten)

Diese Abrechnung für 110 Stoßzähne (weiches, gesundes Elfenbein) zeigt beispielhaft, wie die Preise nach Gewicht gestaffelt sind. Während Stoßzähne von 100 lbs. einen Preis von 115 £ pro cwt. erzielen, sinkt dieser bei 15 lbs. auf 70 £. Besondere Kategorien wie Billardkugel-Scrivelloes („B.B. Scrivs.“) erzielen hingegen Spitzenpreise von bis zu 160 £ pro cwt.

Vom Bruttoerlös (ca. 1.995 £) werden Rabatte (2,5 %), Maklergebühren (1 %), Hafengebühren, Lagerung und Versicherung abgezogen, sodass ein Nettoerlös von ca. 1.916 £ verbleibt.

In einem Bericht über die Januar-Verkäufe 1924 (Lewis & Peat Ltd.) wird der Lagerbestand an Elfenbein wie folgt angegeben:

| Jahr | Bestand (Tonnen) |

| | |

| 1919 | 115,5 |

| 1920 | 88 |

| 1921 | 132 |

| 1922 | 99,5 |

| 1923 | 92,5 |

| 1924 | 105 |

Dies zeigt, dass immer noch eine enorme Menge Elfenbein verfügbar ist; aber das kann nicht ewig so weitergehen. Ich denke, es könnte eine exzellente Spekulation sein, Elfenbein aufzukaufen, in der fast sicheren Erwartung eines Preisanstiegs innerhalb der nächsten ein oder zwei Jahrzehnte. Da Elfenbein kein lebensnotwendiges Gut wie Nahrungsmittel ist, wäre dies ein durchaus legitimer Weg, Geld zu verdienen – für jeden, der es sich leisten kann, lange auf eine Rendite zu warten.

Der Leser wird bemerkt haben, dass ich beim Zitieren aus der Broschüre von Messrs. Lewis & Peat bestimmte Abschnitte mit Nummern markiert habe. Dazu möchte ich nun einige Anmerkungen machen:

- **(1) „Friedhöfe“:** Ich habe bereits zu erklären versucht, dass dies reine Vermutung ohne jeden authentischen Beweis ist. Wie gesagt: Geier am Tag und Raubtiere in der Nacht würden die Aufmerksamkeit der Einheimischen sofort auf den Kadaver lenken, und die Stoßzähne würden mitgenommen werden.

- **(2) Haltbarkeit:** Ich kann nicht glauben, dass Stoßzähne in einem feuchten und heißen tropischen Klima viele Jahre lang gesund bleiben. Ich habe das Beispiel von Elfenbein angeführt, das nach nur wenigen Monaten in feuchtem Boden völlig verrottet war. In trockenen Ländern wie Ägypten oder dem Sudan mag es sich länger halten, würde aber wohl stark reißen.

- **(3) Bombardierung:** Die Geschichte der jungen Flieger, die Elefanten bombardierten, ist eine höchst unsportliche Angelegenheit. Es ist erfreulich zu hören, dass die Stoßzähne in Stücke gerissen wurden, da dies abschreckend auf ähnliche Experimente wirken sollte.

- **(4) Mammut-Elfenbein:** Mammutstoßzähne aus Sibirien lagen wahrscheinlich am Boden einer gefrorenen Spalte oder in frostgebundenem Sumpf, was sie bis zu einem gewissen Grad konserviert hat, obwohl viele bei der Entdeckung zerbröseln.

- **(5) „Hart“ und „Weich“:** Es wäre interessant, die Ursachen zu kennen, warum Elefanten unterschiedliche Qualitäten produzieren. Persönlich glaube ich, dass es mit der Nahrung oder dem Trinkwasser zu tun hat, die bestimmte Chemikalien enthalten. Das Rätselhafte ist, dass man „harte“ Stoßzähne im selben Distrikt wie „weiche“ finden kann. Vielleicht hängt es auch mit den Verdauungsorganen der einzelnen Tiere zusammen. Ein echtes Problem!

- **(6) Rattenfraß:** Ratten nagen an Stoßzähnen, wenn diese über dem Boden oder im Reetdach der Hütten gelagert werden. In den Dächern wimmelt es von Nagetieren. Wenn ein Kadaver länger im Busch liegt, markieren Hyänen und Schakale das Elfenbein oft, um an das Nervengewebe in den Hohlungen zu gelangen.

Marktbericht Januar 1924 (Auszug)

(Preise pro cwt. in Britischen Pfund £)

Der Bericht listet detailliert die erzielten Preise für verschiedene Regionen auf (Sansibar, Abessinien, Mosambik, Ägypten, Westküste).

Einige Highlights:

- **Weiches Elfenbein (Zanzibar):** Gesunde Stoßzähne erzielen je nach Gewicht zwischen 98 £ und 132 £.
- **Billardkugel-Scrivelloes:** Hier werden Spitzenpreise von bis zu 171 £ erzielt.
- **Verarbeitetes Elfenbein (Points):** Billardkugel-Spitzen („Billiard Ball Points") erreichen Werte von bis zu 243 £ pro cwt.
- **Hartes Elfenbein:** Dieses ist deutlich günstiger und liegt meist im Bereich von 65 £ bis 96 £.

Diese Zahlen verdeutlichen den enormen wirtschaftlichen Wert, den das Elfenbein in der damaligen Zeit darstellte, und erklären die unermüdliche Jagd auf diese Tiere.

Abschließend möchte ich einige Details zu den schwersten und längsten bekannten Stoßzähnen geben. Der schwerste bisher aufgezeichnete Stoßzahn befindet sich im Natural History Museum in South Kensington; er wiegt **226,5 lbs.**, misst **10 Fuß 2,25 Zoll** entlang der Krümmung und hat einen Umfang von **24,25 Zoll**. Man nimmt an, dass er aus Britisch-Ostafrika stammt.

Das längste Paar afrikanischer Elefantenstoßzähne gelangte in die American National Collection. Der längere der beiden misst **11 Fuß 5,5 Zoll** entlang der Krümmung bei einem Umfang von **18,5 Zoll**. Das Paar wog zusammen **293 lbs.** und stammte ebenfalls aus Britisch-Ostafrika.

Elefantenkühe entwickeln wesentlich kleinere Stoßzähne als die Bullen. Der beste, von dem ich je gelesen habe, gehörte dem verstorbenen Arthur H. Neumann. In seinem Buch „Elephant Hunting in East Equatorial Africa" gibt er an, dass er **6,5 Fuß** lang war, einen Umfang von **12,5 Zoll** hatte und **36 lbs.** wog.

Während ich über Elefanten schreibe, möchte ich anmerken, dass die schwersten Stoßzähne eines indischen Bullen folgende Maße haben: **8 Fuß 9 Zoll** (Krümmung), **21,625 Zoll** Umfang, **161 lbs.** Gewicht; sowie **8 Fuß 6,5 Zoll** (Krümmung), **22 Zoll** Umfang, **160 lbs.** Gewicht. Sie stammen aus dem westlichen Terai in Indien und gehören Seiner Majestät dem König. Diese Stoßzähne sind höchst bemerkenswert, da die indische Spezies gewöhnlich viel kleineres Elfenbein hervorbringt als die afrikanische Rasse. Es wurden zwar einige Paare mit einem Gewicht von 70 bis 90 lbs. pro Stück verzeichnet, aber selbst diese sind Ausnahmen.

Neben den Stoßzähnen geben auch der Schwanz und die Füße schöne Trophäen ab; letztere können als Stockständer, Blumentopfhalter, Kohlenkübel, Sitze und so weiter verwendet werden.

Wahrscheinlich werden noch einige Jahrhunderte vergehen, bevor der afrikanische Elefant ausgerottet ist, da es immer noch riesige Landstriche gibt, die wohl noch lange

nicht besiedelt werden. Wenn die Vorschriften jedoch weiterhin nur das Schießen der größeren Bullen erlauben und die Kühe schützen, wird das Durchschnittsgewicht des Elfenbeins zwangsläufig sinken; denn wenn nur unreife Männchen für den Fortbestand der Tiere übrig bleiben, wird dies die Gesundheit der Spezies beeinträchtigen.

Zudem werden die Herden weiblicher Elefanten eine zunehmende Bedrohung für die Ernten der Einheimischen und die Plantagen weißer Siedler an den Grenzen wilder Gebiete darstellen. Vermutlich wird es sich als notwendig erweisen, das Schießen von Kühen zu erlauben. In diesem Fall sollte eine geringere Gebühr für sie erhoben werden, da ihr Elfenbein so wenig wiegt – obwohl es, Pfund für Pfund gerechnet, wertvoller ist als das der Bullen.

KAPITEL VI: DIE GEFAHREN DER JAGD AUF ELEFANTEN UND ANDERES WILD

Ob nun der Elefant, das Nashorn, der Büffel oder der Löwe das gefährlichste Tier ist, mit dem man es zu tun bekommt, ist – wie alles andere auch – weitgehend eine Frage der persönlichen Meinung. Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass das Nashorn aus der Liste gestrichen werden sollte, da nur wenige Männer von ihnen getötet wurden, auch wenn eine beachtliche Anzahl schwer verletzt wurde.

In Njassaland und Nordrhodesien war der einzige tödliche Unfall durch ein Nashorn, von dem ich hörte, der von Herrn D. D. Dobson, einem Magistrat in Ngara. Er wurde 1916 von einem Nashorn getötet, das ihn scheinbar ohne Provokation durch eine Wunde angriff und ihn so schwer aufspießte, dass er am nächsten Tag starb. Ngara liegt nicht weit von der Stelle entfernt, an der der verstorbene Major (damals Hauptmann) C. H. Stigand ebenfalls von einem dieser Tiere schwer verletzt wurde. Es griff ihn unverwundet an und fügte ihm, wie erwähnt, eine schlimme Brustwunde zu. Ich vermute daher, dass das Tier, das Stigand angriff, wahrscheinlich dasselbe war, das Dobson tötete.

Der Löwe ist in diesen Ländern recht zahlreich, aber sehr schwer zu finden. Dennoch hörte ich von zwei Todesfällen nach Löwenangriffen in Nordost-Rhodesien. Einer war ein Herr Johnstone, der nahe dem Tanganjikasee getötet wurde. Ein weiterer Fall ereignete sich 1915, als ein junger Mann namens Norman Sinclair eine Löwin verwundete, die ihn daraufhin angriff. Sein Gewehr wurde ihm aus der Hand geschlagen; er zog ein Messer und versetzte dem Tier mehrere Stiche in den Nacken. Die Löwin starb an den Folgen des Schusses und der Stiche, und ihr Opfer erlag am nächsten Tag einer Blutvergiftung.

In Britisch-Ostafrika (heute Kenia) gab es viel mehr Todesfälle durch Löwen als durch Elefanten, schlichtweg weil diese Tiere dort häufiger gejagt werden. Ich glaube, auf dem Friedhof von Nairobi gibt es eine ganze Reihe von Gräbern von Männern, die den Verletzungen eines Löwen erlagen.

Den einzigen Todesfall durch einen Büffel in Nordrhodesien, von dem ich hörte, betraf einen Baumwollpflanzer namens Crosby. Er traf einen Büffelbullen am Mlembo-Fluss und folgte ihm in dichte Deckung. Wie ich später erfuhr, war sein Gewehr nicht ganz in Ordnung und klemmte häufig. Es war ein recht leichtsinniges Unterfangen, einem verwundeten Büffel mit einer so unzuverlässigen Waffe zu folgen. Crosby stieß in unmittelbarer Nähe hinter einem großen Ameisenhaufen auf den Büffel, der sofort auf ihn losging. Das Tier tötete ihn, und als sein Körper geborgen wurde, war er schrecklich zugerichtet – kaum ein Knochen in seinem Körper war noch heil. Ein Löwe oder Elefant

mag von seinem Gegner schnell ablassen, aber wenn ein Büffel jemanden zu Boden bringt, verbringt er oft geraume Zeit damit, sein Opfer regelrecht zu zerschmettern.

Selous wurde einst von einem Büffel vom Pferd gestoßen und entkam wie durch ein Wunder mit nur einem Stoß. Ein anderes Mal warf ihn ein Elefant vom Pferd, wobei er unter dessen Brust landete und sich nur mit Mühe befreien konnte, während der Körper des Elefanten ihn niederdrückte.

Wie bereits erwähnt, hatte der verstorbene Major C. H. Stigand die wohl erstaunlichsten Abenteuer mit wilden Tieren. Von einem Nashorn, einem Löwen und einem Elefanten schwer zugerichtet zu werden, gehört glücklicherweise nicht zur Erfahrung eines jeden Jägers; Stigand verdankte seine Genesung seiner außergewöhnlichen körperlichen Stärke. Bei dem Vorfall mit dem Elefanten in der Lado-Enklave (Sudan) wollte Stigand das Tier, das ein Feld verwüstete, nicht erschießen und war ohne Gewehr losgezogen – ein ebenfalls leichtsinniges Vorgehen. Der Elefant, der wohl zuvor bereits verwundet worden war, griff ihn sofort an, stieß ihm einen Stoßzahn durch den Oberschenkel und schleuderte ihn durch die Luft. Stigand blieb reglos liegen, woraufhin der Elefant ihn beschnupperte und schließlich davonlief.

Während meiner Zeit in Njassaland und Nordrhodesien hörte ich vom Tod acht weißer Männer durch Elefanten. Ich erinnere mich an die Namen Johnstone, Shaw, Goddard, Yule, Tilden und Schmarsow.

Johnstone wurde nahe dem Luangwa-Fluss von einem Bullen getötet, den er mit einem .577 Schwarzpulver-Expressgewehr verwundet hatte. Das Tier überrante ihn, stieß die Stoßzähne mitten durch seinen Körper und traf dabei den harten Boden oder einen Felsen darunter, wodurch einer der Stoßzähne zersplitterte. Johnstone war vermutlich sofort tot.

Shaw war ein junger Offizier der King's African Rifles; er wurde von dem ersten Elefanten getötet, den er je sah. James B. Yule hingegen war ein erfahrener Jäger. Im Mai 1914 verwundete er einen Elefanten, der ihn schreiend angriff und mit einem Stoßzahn durchbohrte. Yule überlebte noch bis zum nächsten Tag. Seine Begleiter berichteten, der Elefant habe nach dem Angriff Yules Gewehr gepackt und in den Busch geschleudert – was unwahrscheinlich klingt, aber möglich ist.

Tilden war ein Amerikaner, der nach Nordrhodesien kam, um mit dem Baumwollanbau zu beginnen, aber den Ehrgeiz hegte, einen Elefanten zu schießen. Er verwundete einen, wurde von ihm angegriffen und starb an den erhaltenen Verletzungen. Ich habe nie die vollständigen Details erfahren, außer der nackten Tatsache, dass er von seinem ersten Elefanten getötet worden war.

Schmarsow war ein Deutscher, der, wie ich glaube, in Chiromo in Njassaland lebte. Ich meine, er habe einige Elefanten und viel anderes Wild geschossen. Er war nach Mashinjiri gegangen, einem Ort, den ich gut kenne, um nach Elefanten zu suchen, da sie dort oft umherzogen. Es scheint, dass er auf eine Herde stieß, die nur aus Weibchen bestand, die erschraken und davonliefen. Schmarsow und sein Jäger folgten ihnen und stießen auf einen Bullen, den er zuvor nicht gesehen hatte, und ganz in der Nähe auf eine Kuh mit einem Kalb.

Es heißt, er habe mit einem .400 Cordite-Gewehr auf den Bullen geschossen, ihn verfehlt und die Kuh am Rüssel verwundet. Ein weiterer Schuss scheint ebenfalls fehlgegangen zu sein, woraufhin die Tiere flüchteten. Schmarsow folgte ihnen und erkletterte einen Ameisenhaufen, aber die Kuh, die angehalten hatte, sah ihn offenbar,

denn sie griff sofort an; und Schmarsow rannte, anstatt zu schießen, in eine etwa fünfzig Meter entfernte dichte Deckung.

Der einheimische Begleiter („Boy"), der bei ihm war, sagte später, dass die Kuh den Jäger rasch einholte und ihn innerhalb von dreißig Metern erreichte. Sie streckte ihren Rüssel aus, packte ihn an der Taille und schmetterte ihn zu Boden. Dann stieß sie ihre Stoßzähne durch ihn hindurch, und der Junge, der aus seinem Versteck zusah, sagte, sie schien ihn in ihrer Wut mit ihrem Rüssel auf den Kopf zu dreschen.

Nachdem sie einige Minuten damit verbracht hatte, ihn zu zerschmettern, rannte sie davon und ließ ein **27 Zoll** langes Stück ihres Stoßzahns im Körper des Opfers stecken, da sie ihn abgebrochen hatte, als sie ihn durch den Körper in den hartgebackenen Boden trieb. Schmarsows Überreste wurden auf dem Friedhof von Blantyre beigesetzt.

Es besteht kaum ein Zweifel, dass Schmarsow sein Leben verlor, weil er direkt vor dem Elefanten weglief; denn das allein reicht aus, um ein reizbares Tier zum Angriff zu bewegen. Das Einzige, was man in einem solchen Fall tun kann, ist schießen und weiter schießen, solange eine Patrone im Gewehr ist. Das ist ein sehr guter Grund, warum eine Magazinwaffe mit fünf Schuss unendlich zuverlässiger ist als ein Doppel- oder Einzellader-Gewehr.

Ich habe die Gewohnheit, Ausschnitte aus *The Field* und anderen Zeitungen über Vorfälle dieser Art zu sammeln, und besitze daher eine beträchtliche Anzahl von Artikeln über Unfälle von Großwildjägern. Einer davon schildert den Tod eines Herrn R. P. Fuller Maitland, der im Baringo-Distrikt, Britisch-Ostafrika, von einem Elefanten getötet wurde, nachdem er acht Kugeln in das Tier gefeuert hatte.

Es ist eine Tatsache, über die ich und andere geschrieben haben, dass ein Tier (sei es ein Elefant oder etwas anderes), wenn die erste Kugel nicht tödlich wirkt, eine Reihe von Schüssen einstecken kann, ohne sie scheinbar im Geringsten zu spüren – sofern diese Wunden nicht das Gehirn, das Herz oder die Wirbelsäule treffen. Dies wird dadurch verursacht, dass eine Kugel unter bestimmten Umständen eine Lähmung des Nervensystems hervorruft, die nachfolgende Wunden harmlos erscheinen lässt. Einige dieser Verletzungen hätten tödlich sein können, wären sie als erste erfolgt. Besonders aufgefallen ist mir diese Unempfindlichkeit bei Tieren der Gattung *Cobus*, wie dem Wasserbock und dem Puku, aber ich habe sie auch bei Elefanten und Büffeln gesehen.

Unter den Männern, von denen ich hörte, dass sie von einem Elefanten getötet wurden, waren Herr F. L. James, Herr Ingram, Prinz Ruspoli, Oberst Armstrong und Herr York. Ein Büffel tötete Oberst V. M. Stockley, den Hon. Guy Dawnay, Herrn Latham – den Flieger – und Monsieur Octave Fiere.

Einer der fähigsten Männer, die durch einen Löwen starben, war George Grey, ein Bruder von Lord Grey of Falloden. Er versuchte, einen angreifenden Löwen mit einem .280 Ross-Gewehr zu stoppen. Er traf ihn voll ins Gesicht, aber das leichte Geschoss, das mit großer Geschwindigkeit angetrieben wurde, zerbrach in Fragmente, ohne das Tier zu stoppen, und es verletzte ihn so schwer, dass er kurz darauf starb. Selous, der etwa 200 afrikanische Büffel zu Fuß schoss, betrachtete sie als weniger gefährlich als Löwen und Elefanten. Der Löwe ist viel schneller im Angriff, kann Deckung besser nutzen und seine Klauen und Zähne sind stets septisch, sodass sich Wunden sofort entzünden.

Persönlich glaube ich, dass der Jäger in größerer Gefahr durch Fieber (und die Schlafkrankheit) schwebt, und ich halte die Wahrscheinlichkeit, durch den Biss einer

Giftschlange zu sterben, für ebenso groß wie die durch ein wildes Tier.

Beim Verfolgen eines verwundeten Tieres ist es ratsam, sehr langsam vorzugehen und oft innezuhalten, um zu lauschen. Ich habe verwundete Elefanten oft tief grollen oder stöhnen hören. Manchmal sind sie jedoch absolut lautlos, was noch bedrohlicher ist. Ein vernünftiger Jäger trägt niemals schwere Stiefel oder Kleidung. Ich bevorzugte stets kurze Hosen gegenüber langen, da sie sich leicht und frei anfühlen. Ein doppelter Terai-Hut ist unendlich besser als ein Tropenhelm, da er fest auf dem Kopf sitzt.

In meiner Gürteltasche trug ich stets ein Brennglas, Permanganatkristalle gegen Wunden und eine Pinzette für Dornen bei mir. Im Patronenbeutel befanden sich Notizbuch, Bleistift, Schraubenzieher und Ölzeug für das Gewehr.

Ich glaube, dass noch viele Generationen kommen und gehen werden, bevor der Elefant aus der Wildnis Afrikas verschwindet. Wenn er jedoch geht, wird eines der prächtigsten Jagdtiere, die jemals unsere Erde betraten, untergegangen sein; denn in der Fauna der Welt gibt es nichts, was sich als Wild mit ihm vergleichen ließe.

REGISTER (INDEX)

- **AFRIKA**, Kälte in, 68
- Wildabschlachtung in Britisch-Ostafrika, 100
- **Angoni**, 167
- **Angoniland**, Zentral-, 27
- **Ameisenhaufen**, Schmarsow erklettert einen, 206
- **Araber**, die Hamran-, 102
- **Armstrong**, Oberst, von Elefanten getötet, 209
- **BAILEY**, Henry, 137
- **Baines**, Thomas, 124
- **Baker**, Sir Samuel, 26, 101
- große Gewehre, von ihm benutzt, 103, 104
- Werke von, 105
- **Baldwin**, William Charles, 121, 122, 123, 124
- **Bambus**, durch ihn verursachte Geräusche, 80
- **Barns**, Herr T. A., 23, 24, 55, 154
- **Bell**, Herr W. D. M., 151, 152, 153
- **Bohne**, eine giftige (Chitaizi), 213

- **Bua-Fluss** (Njassaland), 165
- **Büffel**, Kampflust der afrikanischen, 201
- Selous' Meinung über den, 131
- Kampfgeist und Schnelligkeit, 210
- **CALDWELL**, Herr, 134
- **Ceylon**, Elefantenstrecken in, 103
- **Chapman**, Herr, 138
- **Chikamagombe**, ein fähiger Fährtenleser, 84, 86, 87, 88
- **Cotton**, Major P. H. G. Powell-, 156
- **Coryndon**, Sir R., 156
- **Croad**, Herr, 156
- **Crosby**, Herr, von Büffel getötet, 200
- **Cumming**, Roualeyn Gordon, 116, 117, 161
- Katalog seiner Trophäen, 118
- Tod von, 117
- Bilder in seinem Buch, 112
- **Cunninghame**, Herr R. J., 155
- **DE FRIES**, Herr, von Büffel schwer verletzt, 201
- **Dobson**, Herr D. D., von Nashorn getötet, 198
- **Drayson**, Hauptmann A. W., 120
- **ELEFANT**, ein besonders großer, 24, 25
- ein liegend schlafender, 54, 55
- Gefahren beim Schießen aus nächster Nähe, 47
- Schwierigkeiten bei der Konservierung der Haut, 27, 28
- Erlegen eines massigen Tieres, 92
- einheimische Namen für den, 158, 159
- Trächtigkeitsdauer beim afrikanischen Weibchen, 32
- das Gehirn des afrikanischen, 45, 150

- **Elefanten**, Zuneigung untereinander, 57, 58, 59, 60, 61
- schwieriges Gelände für die Jagd, 38
- Baden der, 56, 57
- Bombardierung von, 183
- Angriffe („Charges"), 39, 44
- Farbe der Augen, 55
- Furcht vor tiefen Sümpfen, 51
- Unterschiede zwischen indischen und afrikanischen, 29
- Gelehrigkeit, 30
- Trinkgewohnheiten, 48
- Dung der, 76
- staubbedeckt, 46, 47
- Sterbeplätze der, 18, 162, 183
- Einfluss des Regens auf, 35
- Fett der, 89
- Fußmaße der, 23
- bevorzugte Früchte, 34
- von ihnen erkletterte Steigungen, 50
- Höhe eines afrikanischen Bullen, 23, 24, 25, 26
- Berichte über von Elefanten getötete Weiße, 204–209
- Länge der Stoßzähne, 32
- Plünderung einheimischer Ernten, 36, 37
- Vorliebe der Einheimischen für das Fleisch, 80
- Neumanns Lieblingsgewehr für, 135
- alte Tiere, 31
- Schwanken im Schlaf, 54, 55
- von ihnen angelegte Pfade, 51
- Rassen des afrikanischen Elefanten, 21

- Rekord-Stoßzähne, 195
- schrille Schreie, 43
- Größe der Herden, 31
- Geräusche der, 42, 212
- Massenausbruch (Stampede), 39
- geschluckte Steine, 64, 65
- zerbrochene Bäume, 33, 34, 35
- Stoßzahnlose Tiere, 40
- Überfall auf Dörfer, 36
- **FAULKNER**, Herr Henry, 121
- **Finaughty**, ein alter Jäger, 129
- **Fliegen**, Bisse der Tsetse-, 83
- **GEFAHREN** der Jagd, 198
- **Goddard**, von Elefant getötet, 205
- **Grasbrände**, Elefanten und, 46
- **Grey**, Herr George, 209
- **Gürteltasche**, Inhalt der, 214
- **HAMILTON**, Major J. Stevenson-, 154
- **Harris**, Sir W. Cornwallis, 119, 120
- **Harrison**, Herr G. L., 129, 130
- **Hut**, der beste Jagdhut (Terai), 214
- **Hyänen**, Geheul der, 81
- Nagen an Elfenbein, 185
- **JACKSON**, Sir F. J., 211
- **Jeffery**, .400-Gewehr von, 79, 154
- **Johnston**, Sir H. H., Werke von, 139
- **Johnstone**, Herr, von Elefant getötet, 204
- **Judd**, Herr, 155, 211

- **„Jumbo“**, 26, 27
- **KAMWENDO**, ein guter Fährtenleser, 25, 26, 47
- **Kirby**, F. Vaughan, 139
- **Kleidung**, angemessene Jagdkleidung, 213
- **Messer**, das beste Jagdmesser, 214
- **LADYSMITH**, Belagerung von, 14
- **Lewis & Peat Ltd.**, Messrs., 18, 168
- **Leyer**, Herr, 156
- **Livingstone**, Dr. David, 110, 111
- **Löwen**, von ihnen getötete Sportsmänner, 199
- Gefährlichkeit im Vergleich, 210
- **MAFUMBA**, ein Fährtenleser, 69, 73, 75, 78, 79, 81
- **Mammut-Elfenbein**, 172, 183
- **Melland**, Herr, ein großer Elefant von ihm geschossen, 156
- **Millais**, Herr J. G., 124, 133, 139
- **Mpseni**, Angoni-Häuptling, 166
- **NATIVES** (Einheimische), Ablehnung bestimmter Fleischsorten, 97
- Tötung von Elefanten durch, 46
- Härte ihrer Füße, 72
- Fleischkonsum, 80
- **Neumann**, Arthur H., 13, 133–137, 140, 195
- **OSWELL**, William Cotton, 105–110, 116
- **REISETAGEBÜCHER**, alte afrikanische, 139
- **Rinderpest**, Auswirkungen auf das Wild, 100
- **SCHMARSOW**, von Elefantenkuh getötet, 206
- **Schutzfärbung**, 53, 54, 115
- **Selous**, Frederick Courteney, 13, 33, 61, 65, 121, 124–131, 140, 201, 210
- ein prächtiges Buch von, 125

- seine knappen Entkommungen, 201
- Besuch bei, 126
- **Sharpe**, Sir Alfred, 13, 149
- **Stigand**, Major C. H., 13, 42, 43, 61, 126, 140, 144, 199
- seine wunderbaren Rettungen, 202, 203
- von ihm benutzte Gewehre, 147
- **Sutherland**, James, 151
- **TILDEN**, von Elefant getötet, 205
- **YULE**, James B., von Elefant getötet, 205